

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Helmut Mörchen  
Leseförderung als Aufgabe  
der Erwachsenenbildung

Thomas Koebner  
Vom ‚Pazifismus‘  
der dreißiger Jahre  
Der Aktivismus  
deutscher Intellektueller  
im Exil (1933—1945)

Werner Weidenfeld  
Geschichte  
und politische Bildung

ISSN 0479-611 X

B 40-41/83  
8. Oktober 1983

Helmut Mörchen, Dr. phil., geb. 1945; Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur sowie ihre Didaktik an der Universität Bonn; im Wintersemester 83/84 Lehrstuhlvertretung (Germanistik/Neuere Literaturwissenschaft) an der Universität-Gesamthochschule-Siegen.

Veröffentlichungen: Schriftsteller in der Massengesellschaft. Zur politischen Essayistik und Publizistik Heinrich und Thomas Manns, Kurt Tucholskys und Ernst Jüngers während der Zwanziger Jahre, Stuttgart 1973; Zur Rezeption ausländischer Literatur in Übersetzungen innerhalb westdeutscher Lesebücher (Habil.-Schr.) Bonn 1983; Aufsätze zur nichtfiktionalen Prosaliteratur des 20. Jahrhunderts (Essay, Reportage, Parteiprogramm), zu Kurt Tucholsky und Heinrich Wolgast.

Thomas Koebner, Dr. phil., geb. 1941; Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in München; Professor für Neuere deutsche Literatur (mit dem Schwerpunkt Medienwissenschaft) an der Philipps-Universität Marburg.

Veröffentlichungen u. a.: Hermann Broch, 1965; (Hrsg.) Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945, 1971; (Hrsg.) Weimars Ende. Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und Publizistik 1930—1933, 1982; (Hrsg.) Zwischen den Weltkriegen. Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 20, 1983; Mitherausgeber des Jahrbuchs für Exilforschung, zahlreiche Studien zur Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts, zur Theater- und Filmgeschichte.

Werner Weidenfeld, Dr. phil., geb. 1947; Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie an der Universität Bonn; 1971 Promotion und 1975 Habilitation im Fach Politikwissenschaft; seit 1975 Professor für Politikwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Veröffentlichungen u. a.: Jalta und die Teilung Deutschlands, 1969; Die Englandpolitik Gustav Stresemanns, 1972; (zus. mit Thomas Jansen) Europa — Bilanz und Perspektive, 1973; Konrad Adenauer und Europa, 1976; Europa 2000, 1980; Die Frage nach der Einheit der deutschen Nation, 1981; (Hrsg. zus. mit Joseph Rován) Europäische Zeitzeichen, 1982; (Hrsg.) Die Identität des Deutschen, 1983; Hrsg. zus. mit Wolfgang Wessels des „Jahrbuchs der Europäischen Integration“ 1981 ff.; Hrsg. der Schriftenreihe „Mainzer Beiträge zur Europäischen Einigung“.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,  
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion:

Holger Ehmke, Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Karl-Heinz Resch.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/461 71, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Leseförderung als Aufgabe der Erwachsenenbildung

Welche Zukunft hat das Lesen? Diese Frage beschäftigt Pädagogen und Publizisten, Verleger und Buchhändler und last not least die Verfasser gedruckter Texte seit einiger Zeit in zunehmendem Maße. Denn allenthalben hat sich die Einschätzung durchgesetzt, daß die Bereitschaft und die Fähigkeit zu lesen abnehmen. Ob dies so stimmt, mag dahingestellt bleiben. Daß früher breitere Publikumskreise mehr gelesen haben als heute, darf jedoch bezweifelt werden: Rudolf Schendas These, daß im 19. Jahrhundert das „Volk ohne Buch“ gelebt habe, ist gut belegt.

Das Bewußtsein, daß das Lesen in einer Krise steckt, mag in dem unbehaglichen Gefühl gründen, daß das Fernsehen — nun noch erheblich verstärkt durch die Videorecorder — immer mehr die Freizeit bestimmt. Das Lesen gilt inzwischen als eine schutzbedürftige Kulturtechnik, für deren Erhaltung und Pflege auf nationaler Ebene eigens eine Gesellschaft gegründet wurde. Die Deutsche Lesegesellschaft e. V. hat sich zum Ziel gesetzt, daß möglichst viele „Nicht- bzw. Wenigleser“ zu Buchlesern werden. Von den vielen Aktivitäten dieser Gesellschaft scheint das aus Israel importierte Modell des Leseklubs, der „traditionell nicht oder selten lesenden Gruppen, vor allem sozial benachteiligten Jugendlichen, den Weg zum Buch und zum Lesen“ eröffnen will<sup>1)</sup>, besonders zukunftsreich zu sein. In diesen Klubs geht es um die Schaffung eines lesefreundlichen Milieus, das die Klubbesucher in ihren Elternhäusern nicht haben. In der Bundesrepublik gibt es inzwischen etwa zehn von der Lesegesellschaft betreute Klubs.

Die spektakulärste Aktion der Deutschen Lesegesellschaft ist die in Verbindung mit der Bundesanstalt für Arbeit konzipierte achteilige Fernsehserie „Anstiftung zum Lesen — ein Direktkurs auf Bücher“, die 1982 zuerst im Westdeutschen Fernsehen ausgestrahlt worden ist. Daß man ausgerechnet in dem Medium für das Lesen wirbt, dessen Expansion für den Niedergang des Lesens entscheidend mit ursächlich ist, sahen wohl auch die Autoren der Serie als einen Schwachpunkt ihrer Bemühungen. Ob die Einbindung der Fernsehfilme in einen Medienverbund — es gibt

ein Taschenbuch und ein Begleitheft zur Serie<sup>2)</sup> — diesen Widerspruch mildern konnte, muß sich erst noch erweisen; nur wenn die gewünschten Begleitveranstaltungen in Volkshochschulen angeboten und auch besucht werden, besteht für diese aufwendige Aktion eine Aussicht auf Erfolg.

Die pessimistischsten Thesen zur Wirkung des immer mehr dominierenden Fernsehens und zum gleichzeitigen Rückgang des Lesens formuliert Neil Postman in seinem Buch „Das Verschwinden der Kindheit“<sup>3)</sup>. Postman konstatiert als Folge des TV-Konsums eine Nivellierung der Differenz zwischen Kindheit und Erwachsensein. Das Fernsehen zerstöre den bei der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft entstandenen Schonraum für Kinder (der Bürgerschicht), wenn es z. B. die Kleinen — wie einst im Mittelalter — ungeschützt und unaufgeklärt als Zuschauer an Kriegen, Hinrichtungen, sexuellen Gewalttaten teilnehmen lasse. Solche Erlebnisse ließen die Kinder zu früh „erwachsen“ werden und verhinderten gleichzeitig den Reifeprozess, der durchlaufen werden muß, um wirklich erwachsen zu werden. Das Fernsehen bewirke darüber hinaus eine demokratische Nivellierung auf niedrigstem Niveau, so daß schon ein weitgehender Entzug des Fernsehens bei kleinen Kindern heute eine entscheidende Voraussetzung dafür sei, daß ein Kind die Chance gewinnt, später einmal zur Elite seiner Gesellschaft zu gehören.

Ob Postmans Thesen richtig sind, kann hier nicht beurteilt werden. Die sehr plakativ illustrierte Einebnung des Gefälles zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt läßt sich aber auch beim Lesen selbst gut beobachten: Die Schulen entlassen heute neben „mündigen“ Lesern eine große Schar von Nicht-Lesern, bzw. von Lesern, die bald zu Nicht-mehr-Lesern werden.

Boten Volkshochschulen früher „erwachsenen“ Lesern literarische Kurse an, für deren Besuch die Fähigkeit zu lesen Voraussetzung war, so wächst der Erwachsenenbildung heute eine neue Aufgabe zu: die Kunst des

<sup>1)</sup> G. Hohm, Lesecub — eine Möglichkeit für HSA-Lehrgänge, in: Informationsdienst der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes, (1980) 1, S. 51.

<sup>2)</sup> H. Pleticha/Deutsche Lesegesellschaft e. V. (Hrsg.), Anstiftung zum Lesen. Weiterkommen durch Bücher, Ravensburg 1982; K. Derichs-Kunsmann/M. Borchert, Informationen und Hinweise für Begleitveranstaltungen zur Serie Anstiftung zum Lesen, Mainz o. J.

<sup>3)</sup> Frankfurt 1983.

Lesens, die in der Schulzeit nicht ausreichend erlernt werden konnte, nun im Rahmen der tertiären Bildung zu fördern.

Wie lassen sich die Nicht-(mehr-)Leser, die Zielgruppe einer Leseförderung innerhalb der Erwachsenenbildung sein sollen, beschreiben. In ihrer Mehrzahl gehören sie zur Unter- oder unteren Mittelschicht. Norbert Groeben und Brigitte Scheele beschreiben in ihren Ausführungen „Zur Psychologie des Nicht-Lesens“ den Nicht-Leser als „gesellschafts-(ideologisch) angepaßt“, „nicht sozial aufgeschlossen, sondern vielmehr darauf ausgerichtet (...), innerhalb der vorgefundenen gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen (subgroup) Grenzen sich durchzuschlagen“. Dem Nicht-Leser falle es schwer, eigene Positionen in Frage zu stellen, er sei nicht auf Unabhängigkeit bedacht und „ohne Zutrauen zu sich selbst bezüglich der Transparenz und Veränderbarkeit von (persönlicher wie sozialer) Umwelt“. Groeben und Scheele ziehen aus ihren Untersuchungsergebnissen den Schluß, daß bei den Nicht-Lesern „die Lesemotivation nicht im Laufe des Lebens ‚verschüttet‘ wird, sondern durch eine auf Anpassung ausgerichtete Erziehung (Eltern, Grundschule, Lehre) zumindest bei der Mehrzahl der Berufsschüler überhaupt nicht aufgebaut wird, da die entsprechenden Einstellungs- und Motivationsstrukturen erst in den weiterführenden Schulen entwickelt wurden“<sup>4)</sup>.

Solche Nicht-Leser zum Besuch einer lesefördernden Veranstaltung der Erwachsenenbildung zu motivieren, ist keine leichte Aufgabe. Daß die Veranstaltungen der deutschen Volkshochschulen ganz allgemein vor allem von denen besucht werden, die schon als Jugendliche in den Genuß einer guten Schulausbildung kamen, ist eine die deutsche Erwachsenenbildung ständig herausfordernde Tatsache. Das derzeit überwiegende Angebot der Weiterbildungseinrichtungen im Bereich Lesen und Literatur ist mittelschichtorientiert und richtet sich an bereits aktive Leser. Der epochen-, autor- oder themenbezogene Literaturkurs setzt literarische Bildung wenigstens ansatzweise voraus. Mit herkömmlichen, oft den Universitätsbetrieb schlecht imitierenden Literaturkursen erreicht man nur die Gruppe der bereits geübten Leser, und wenn ein Nicht-(mehr-)Leser in eine solche Veranstaltung gerät, werden Mißerfolgserlebnisse den vielleicht gerade (wieder) erweckten Impuls zum Lesen schnell wieder erstik-

<sup>4)</sup> N. Groeben/B. Scheele, Zur Psychologie des Nicht-Lesers. Richtungen und Grenzen der Lesemotivation, in: Lesen und Leben, hrsg. von H. G. Goepfert (u. a.), Frankfurt a. M. 1975, S. 96.

ken. Eine Leseförderung bei Nicht-(mehr-)Lesern wird keinen Erfolg haben, wenn in einer Gruppe einzelne mit großem Lesevorsprung der Mehrzahl der Teilnehmer den Mut nehmen. Da Lesen und Lernen eng verzahnt sind, kann man davon ausgehen, daß die überwiegende Mehrzahl der Nicht-(mehr-)Leser zur Gruppe der Lernungewohnten gehört, die „am ehesten zum Weiterlernen zu bewegen (sind), wenn sie es mit Menschen gemeinsam tun können, die ähnliche Milieuerfahrungen haben“<sup>5)</sup>.

Wie groß die Motivationsschwierigkeiten im Bereich des Lesens sein können, verdeutlicht am plakativsten ein Sprung in ein anderes Gebiet. Wer keinen Sport treibt, wird schwerlich zu bewegen sein, als Leichtathlet oder Fußballer aktiv zu werden. Daß sich heute trotzdem viele Nichtsportler im Rahmen des Breitensports körperlich betätigen, gründet in einer sekundären Motivation: Nicht primär Lust am Sport, sondern Sorge um die Gesundheit treibt viele zum Fitnesstraining. Persönliche Betroffenheit ist das für die hier angeschnittene Fragestellung bedeutsame tertium comparationis.

Die stärkste Motivation zum Lesen entsteht durch Erfolge im Bereich des sozialen Lernens, die durch Lektüre gefördert wurden. An diese — durch die sozialwissenschaftliche Leseforschung bestätigte — Erfahrung knüpfen auch die Autoren der Fernsehserie „Anstiftung zum Lesen“ an, wenn sie am Schluß jeder Folge eine prominente Persönlichkeit zu Wort kommen lassen: Georg Leber, Norbert Blüm, Helga Schuchardt u. a. berichten dem Zuschauer, welche Rolle Bücher bei ihrem Aufstieg gespielt haben.

Daß im Hinblick auf eine Karriere Sachliteratur im weitesten Sinn eine dominierende Bedeutung hat, liegt auf der Hand. Daß die ganze Serie sich (deshalb?) auf eine Einführung in das literarische Leben im Hinblick auf Sach- und Ratgeberliteratur beschränkt, wäre nicht zwingend gewesen. Außerdem zeigt die überwältigende Dominanz populärer Sachliteratur im Buchgeschäft, daß dieser Bereich nicht unbedingt vorrangig Förderung braucht.

Bei einer Umfrage nach Gründen und Anlässen für das Lesen von Reportagen, Lehrbüchern, Kochbüchern, Zeitungskommentaren, Gedichten, Sachbüchern, Gesetzen, Romanen und Parteibroschüren in einer 10. Hauptschulklasse hat sich gezeigt, daß es den 21 befragten Schülerinnen und Schülern nicht

<sup>5)</sup> H. Tietgens, Einleitung in die Erwachsenenbildung, Darmstadt 1979, S. 144.

schwer fiel, etwas zu den Texten zu sagen, zu denen man in erster Linie greift, um ein wie immer auch im einzelnen geartetes Informationsbedürfnis zu stillen. Daß man liest, um sich zu informieren, scheint in der Selbstreflexion auch ungeübter Leser so stark im Vordergrund zu stehen, daß in diese Richtung eine Verstärkung durch pädagogische Bemühungen wohl nicht erforderlich ist. Auch die Differenzierung sehr unterschiedlicher Informationsbedürfnisse bereitete den Schülern keine Schwierigkeiten. Daß Neugier, Langlebigkeit, das Bedürfnis nach Unterhaltung und Zeitvertreib Motive zur Lektüre einer Illustriertenreportage sein können, war fast allen bewußt. Ebenso wurden die verschiedenen Informationsvermittlungstechniken im Lehrbuch (Vermittlung längerfristigen Wissens in systematischer Weise innerhalb des Schulunterrichts oder der Berufsausbildung), Sachbuch (Vermittlung längerfristigen Wissens auf unterhaltsame Weise innerhalb der Freizeit) und Kochbuch (kurzfristige Anleitung zu unmittelbar folgenden Handlungen) gut erkannt. Daß auch die Lektüre eines Gesetzes durch einen Laien in der Regel nur erfolgt, wenn jemand auf eigenes Handeln bezogen Spielräume bzw. deren Grenzen kennenlernen möchte, war ebenfalls fast allen klar.

Neben dem Informationsbedürfnis sahen die Schüler als zweiten, bezeichnenderweise minder bewerteten Hauptleseantrieb das Unterhaltungsbedürfnis an. „Entspannung“ und „Zeitvertreib“ in der Freizeit zwecks Erholung nach der Arbeit waren die zum Stichwort Roman am häufigsten genannten Schlagworte. Die Abwertung fiktionaler Lektüre prägt zahlreiche Schüleräußerungen. Die Charakterisierung der Romanlektüre als eine Beschäftigung, die zum Ziel habe, „Zeit tot zu schlagen“, ergänzte ein Schüler durch das lapidare Bekenntnis: „Lese keine Romane“. Ein anderer bezeichnet das Lesen von Romanen als „billigen“ Zeitvertreib, wobei die Mehrdeutigkeit des Attributs „billig“ in der Stellungnahme auffällt. Ein dritter schließlich qualifiziert den Roman ebenfalls nicht eindeutig, auf jeden Fall aber ablehnend: „Es ist kein Sinn vorhanden.“ Drei Schülerinnen betonen, daß sich Romane — zumindest die ihrer Wahl — leichter läsen als andere Texte. Man brauche „keine Vorkenntnisse“, hebt eine hervor. Die zweite liest gern Romane, „weil man da auch nicht so viel zu überlegen braucht“. Die dritte schreibt ausführlicher als die anderen: „Wenn ich z. B. ein Sachbuch lese, sehe ich mir zwischen durch auch mal einen Roman an, weil mir Sachbücher oft unverständlich vorkommen. Um mich davon zu entspannen, lese ich einen Roman, der mich nicht zu sehr anstrengt.“

Information und Unterhaltung sind die beiden Bedürfnisse, die Schüler mit ihrer Lektüre befriedigen wollen. Mit Texten, die primär nicht informieren oder unterhalten, konnten sie deshalb ganz offensichtlich wenig anfangen. So verzichteten fünf Schüler auf ein Statement zur Textsorte Kommentar, und die übrigen griffen mehrheitlich daneben, indem sie den Kommentar mit der (informierenden) Nachricht verwechselten. Ein Beispiel: „Das Tagesgeschehen wird sachlich wiedergegeben. Er ist eine Informationsquelle.“ Immerhin vier erkannten aber doch, daß der Leser im Kommentar die Meinung eines Journalisten oder einer Zeitung finden kann. Noch größere Schwierigkeiten hatten die Schüler mit dem Gedicht. Neun mußten passen. „Ich lese keine Gedichte“, stellte ein Schüler kurz und bündig fest. Drei andere kamen zu der Einsicht, daß anders als bei anderen Textsorten beim Gedicht nur der etwas zur Qualität der Lektüre sagen kann, der selber Gedichte liest. Beispiel: „Ich lese nie Gedichte und interessiere mich nicht dafür, darum weiß ich nicht, warum man Gedichte liest.“ Diese und zwei fast gleichlautende Antworten sind bemerkenswert vor dem Hintergrund, daß fast alle Schüler Einleuchtendes zum Lesen etwa von Gesetzen zu Papier bringen konnten, obwohl sie sicher nicht häufig Gesetze gelesen haben werden. Während Schüler sich vorstellen können, was ein Gesetz ist und wie es wirkt, bleibt Lyrik denen, die keine Gedichte lesen, vom Wesen her fremd. Nur ein Schüler fand zum Stichwort Gedicht eine die Dichotomie Information versus Unterhaltung sprengende Antwort: „Es regt zum eigenen Denken an. Man soll von sich selbst aus ein Problem behandeln. Das Gedicht gibt die Anleitung.“ Das Leseinteresse „nachdenken, deuten, werten“ ist sicher bei vielen Menschen nur latent vorhanden und muß deshalb geweckt und bewußt gemacht werden.

Daß gerade fiktionale, erzählende Literatur dem einzelnen für die Gestaltung seines Lebens bedeutsame Erfahrungen vermitteln kann, die ihm ohne Literatur verschlossen blieben, kann gar nicht genug betont werden. Erhard Schlutz hat die Funktion erzählender Literatur einprägsam in drei Punkten zusammengefaßt:

— Literatur zeigt Möglichkeiten, Erfahrungen zur Sprache zu bringen, oder auch die Verzweiflung darüber, sie kaum noch in Sprache fassen zu können.

— Literatur bringt gesellschaftliche und persönliche Bereiche in der Fiktion zusammen, die aufgrund von Arbeits- und Funktionsteilung, aufgrund der Abspaltung von Ge-

schichte und Zukunft dem einzelnen kaum noch erfahrbar erscheinen.

— Literatur integriert beim Lesen Tätigkeitsformen wie angespannte Arbeit und lustvolles Erleben, die für die meisten Menschen sonst grundverschiedenen Rollen zugeordnet werden.<sup>6)</sup>

Welche Bücher sind geeignet, mit Lust und Interesse gelesen zu werden? Welche Themen lösen die Betroffenheit aus, die notwendig ist, um einen Leser — zumal nach einem vielleicht doch noch mühevollen Leseprozeß — zu dem Urteil kommen zu lassen: Die Lektüre dieses Buches hat sich für mich persönlich gelohnt. Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht leicht. Auf Vorschläge aus der Mitte einer Gruppe zu hoffen, ist im Fall eines Kurses für Nicht-(mehr-)Leser kaum möglich. Die Auswahlentscheidung muß deshalb der Kursleiter treffen. Sie sollte einerseits nicht primär auf der Basis seines persönlichen Geschmacks und Problembewußtseins erfolgen, andererseits aber muß ein Veranstalter natürlich von dem für einen Kurs ausgewählten Lesestoff selbst überzeugt sein. In dieser Spannung empfiehlt sich ein behutsames Vorgehen. Von vornherein scheiden alle Bücher aus, die vom Thema oder ihrer literarischen Form her Vorkenntnisse verlangen. Weder Grass' „Blechtrummel“ noch Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ eignen sich für unsere Zwecke. Texte für ungeübte Leser müssen leicht verständlich und überschaubar sein. Allein Lesbarkeit und Unterhaltungswert eines Buches bieten bei wenig geübten Lesern die Chance, daß es zu Ende gelesen wird.

Literatur, deren Lektüre einem breiten Lesepublikum Spaß bereitet, ohne daß sie dem Bereich der Trivialliteratur zugerechnet werden muß, ist in der deutschsprachigen Literatur rar. Kurt Tucholskys stilischere Prosa, Lion Feuchtwangers umfangreiches Romanwerk, die Kriminalromane Friedrich Dürrenmatts wären hier mit an erster Stelle zu nennen.

Wenn an dieser Stelle ein unbekannterer Autor vorgeschlagen wird, dann deshalb, um ganz aktuell an einen zur Zeit auffallenden modischen Trend anzuknüpfen: an die starke Nachfrage nach phantastischer Literatur. Tolkien „Der Herr der Ringe“ und Endes „Die unendliche Geschichte“, seit Monaten in der SPIEGEL-Bestsellerliste plazierte, sind die Flaggschiffe der auf den phantasy-Wellen segelnden Bücherflotte. Als Texte für einen Lesekurs für Anfänger sind diese beiden Bücher aber zu umfangreich; bei aller Lesbarkeit

Seite für Seite: en detail bieten sie ein Gewirr sich zum Teil verknötender Handlungsstränge, die aufzudröseln nur der vermag, auf den der Bazillus des Schmöckerns schon übergesprungen ist.

Da kommt die Wiederentdeckung Leo Perutz' (1884—1957) gelegen, eines vor wenigen Jahren noch völlig vergessenen Schriftstellers, dessen vom Umfang her schmalen phantastischen Romane zu der kleinen Gruppe von Texten gehören, die die Lücke zwischen hoher Dichtung und trivialer Schemaliteratur schließt. Der Kritiker Friedrich Torberg hat für Perutz' Stillage die witzige und prägnante Formel gefunden, Perutz sei „als mögliches Resultat eines Fehltritts von Franz Kafka mit Agatha Christie zu definieren“.

Wenn hier für einen Lesekurs die Lektüre von Perutz' Roman „Der Meister des Jüngsten Tages“ empfohlen wird, dann geschieht dies nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Demonstration der Macht der Phantasie in der Handlung dieses Romans — einer Phantasie, die sowohl zu zerstören wie zu befreien vermag und die Voraussetzung und Grund für jedes Seh- und Denkweisen des Alltags überschreitende Kunstwerk ist.

In Perutz' spannendem und humorvollen Roman treibt eine geheimnisvolle Handschrift aus dem 16. Jahrhundert fünf Menschen in den Tod, als letzten einen ganz auf die Vernunft setzenden Ingenieur, der sich um die Aufklärung der Todesfälle bemüht hat, um den Ich-Erzähler, einen österreichischen Rittmeister, vor Mordverdacht zu bewahren. Daß Perutz nicht nur diesen Ich-Erzähler schuf, sondern zusätzlich einen Herausgeber erfand, der nach dem Tod des Ich-Erzählers dessen „unveröffentlichte Aufzeichnungen“ mit dem Zusatz versah, daß dieser romanhafte Bericht eine abenteuerliche Phantasiegeschichte sei, mit der deren Verfasser seine Mitschuld bei einer Selbstmordaffäre vertuschen wollte, gibt Perutz die Gelegenheit, den Roman mit der Feststellung zu beschließen, daß der „Ursprung aller Kunst“ in der „Auflehnung gegen das Schicksal und nicht mehr zu Ändernde“ liege.

Man kann Perutz' 1923 zum erstenmal erschienenen Roman in einem Lesekurs mit Joseph Roths 1939 postum erschienener Erzählung „Die Legende vom heiligen Trinker“ konfrontieren. So verschieden beide Texte auf den ersten Blick sind, so gibt es interessante Vergleichspunkte unterschiedlichen Rangs. Recht äußerlich ist der Hinweis, daß beide Erzählungen die Atmosphäre zweier europäischer Metropolen dicht vermitteln: Wien (Pe-

<sup>6)</sup> E. Schlutz, Unzeitgemäße Literatur, in: Volkshochschule im Westen, (1982) 4, S. 175.

rutz) und Paris (Roth). Ins Zentrum führen Überlegungen zur Gattung beider Texte: Phantastischer Roman und Legende. In beiden Texten bleibt das Bewerten der Ereignisse (unaufklärbares Geheimnis oder rational beschreibbares Faktum; Wunder oder Zufall) dem Leser vorbehalten. Besonders Roths Erzählung, hinter deren fast märchenhaft poetischem Ton sich das — autobiographische! — Elend eines völlig verarmten Trinkers versteckt, ist gut geeignet, den Lesern an einem einfachen und überschaubaren Text zu verdeutlichen, daß poetische Texte vielschichtig und mehrdeutig sein können und vom Leser eine aktive Mitwirkung beim Entschlüsseln ihrer „Geheimnisse“ verlangen.

Bei diesen stichwortartigen Bemerkungen zu zwei Büchern ging es nicht darum, gerade diese Texte für einen Lesekurs zu empfehlen. Es sollte lediglich einmal modellartig vorgeführt werden, welche Überlegungen bei einer Textauswahl beispielsweise angestellt werden müssen. Bei der Auswahl mehrerer Texte sollte im übrigen darauf geachtet werden, daß sich diese, in welcher Weise auch immer, gegenseitig beleuchten. Dies kann die Interpretationsarbeit sehr fördern und erleichtern.

Abschließend einige Hinweise zur Form, in der Leseförderung innerhalb von Einrichtungen der Erwachsenenbildung angeboten werden kann.

Die *Lesefreizeit* in einer Heimvolkshochschule scheint mir eine besonders für sozial und altersmäßig homogene Gruppen geeignete Veranstaltungsform zu sein. Bei einem einwöchigen Seminar sollte den Teilnehmern während der ersten Tage die meiste Zeit zur individuellen Lektüre zur Verfügung stehen. Höchstens zwei Stunden täglich sollten elementare Lesetechniken vermittelt werden. An kürzeren Übungstexten, die nichts mit dem im Mittelpunkt der Freizeit stehenden Lektüretext zu tun haben brauchen, können die Teilnehmer vom mehrfarbigen Markieren von Textstellen bis zu den Grundzügen der SQ3R-Methode (s. u.) grundlegende Hilfen zu einem effektiveren Lesen kennenlernen und einüben. Die letzten Tage sollten ganz mit dem freien Gespräch über den bis dahin in den Freistunden von allen gelesenen Text verbracht werden.

Ein *Lesekurs* im Rahmen einer Volkshochschule, der sich in der üblichen Weise zweistündig pro Woche über einen längeren Zeitraum erstreckt, verlangt eine straffere Planung, damit die langen Pausen zwischen den einzelnen Sitzungen nicht zu den zusammenhäng zerstörenden „Löchern“ werden. Hier

kann eine modifizierte Anwendung der in der amerikanischen Hochschuldidaktik entwickelten SQ3R-Methode (Survey, Question, Read, Recite, Review)<sup>7)</sup> zu die nächste Sitzung vorbereitenden Aufgaben für die einzelnen Kursteilnehmer führen. Zwischen der ersten und zweiten Sitzung sollen der oder die Texte ganz gelesen werden, wobei es nur darauf ankommt, daß die Teilnehmer einen ersten *Überblick* gewinnen. Während beim wissenschaftlichen Buch, auf das sich die SQ3R-Methode primär richtet, ein solcher Überblick durch einen Blick auf die Kapitelüberschriften und ein Überfliegen des Vorworts und der zusammenfassenden Schlußbemerkung gewonnen werden kann, muß bei belletristischen Texten zumindest ein kursorisches Überfliegen des ganzen Textes erfolgen. Aber auch am Ende eines sorgfältig ‚buchstabierenden‘ Lesens ungeübter Leser oder des lustvollen Verschlingens eines spannenden und unterhaltsamen Buches hat ein Leser einen ersten Eindruck von dem gerade gelesenen und noch kaum verarbeiteten Text.

Der zweite Schritt des *Fragens* geht bei belletristischen Büchern auch in eine andere Richtung als bei wissenschaftlichen Texten. Geht es dort darum, die Überschriften der einzelnen Kapitel in Fragen umzuformulieren, um die Thesen eines Gedankengebäudes Schritt für Schritt zu überprüfen, so sollte bei einem Roman der Leser versuchen, Eindrücke und Fragen nach dem ersten Lesen spontan zu fixieren. Nicht alle Teilnehmer eines Kurses werden dazu in der Lage sein; die Diskussion der ersten Stellungnahmen im Plenum des Kurses kann gerade auch für die anregend und lehrreich sein, die zu einer solchen spontanen Artikulation noch nicht bereit oder fähig sind.

In der nächsten Phase geht es um ein zweites, sorgfältiges *Lesen* des Textes. Um hier nicht die Teilnehmer von einer zu der anderen Woche zu überfordern, muß ein längerer Text unbedingt vom Kursleiter in geeignete Abschnitte unterteilt werden. Jeder Teilnehmer befaßt sich dann zu Hause mit einem Abschnitt seiner Wahl so gründlich, daß er im optimalen Fall in der nächsten Sitzung zu einer *Wiedergabe* dieses Abschnittes in der Lage ist. Ob dies in Form einer Inhaltsangabe oder mehr nacherzählend geschieht, ob ein Teilnehmer frei spricht oder einen vorbereiteten Text verliest, sollte nicht reglementiert, sondern vom einzelnen entschieden werden.

In der fünften Phase gilt es, *Rückblick* auf das in den vorhergehenden Schritten Erarbeitete

<sup>7)</sup> P. Robinson, *Effective Study* Fourth Edition, New York 1970, S. 15—52.

zu werfen. Nach einer ausführlichen, locker moderierten Diskussion über Inhalt und gegebenenfalls auch Form des Textes werden den Teilnehmern, die sich jetzt noch einmal ihre Aufzeichnungen nach der ersten Lektüre ansehen, möglicherweise Fortschritte des Verstehens deutlich.

Bei der Strukturierung eines Lesekurses in der angedeuteten Weise muß darauf geachtet werden, daß die gemeinsame Arbeit möglichst in jeder Phase kooperativ verläuft. Die wichtigste Aufgabe des Leiters ist es, die Teilnehmer anzuregen, sich zu einer Lektüre frei und unbefangenen fragend, ablehnend oder zustimmend zu äußern. Den Teilnehmern kann dies nur gelingen, wenn ihnen der Kursleiter als Gesprächspartner begegnet. Wichtig ist die Atmosphäre. Es ist schwer, einen Nicht-(mehr-)Leser zum Lesen in der Freizeit anzu-

regen, wenn ihm der äußere Rahmen eines Lesekurses an den Raum erinnert, in dem ihm das Lesen verleidet wurde: die Schule. Klubräume von Jugendzentren oder ähnlichen Stätten, separate Zimmer in Cafés, geeignete private Wohnräume sind deshalb den üblicherweise von den Volkshochschulen benutzten Klassenräumen in Schulgebäuden vorzuziehen. Nur innerhalb eines ungezwungenen und angenehmen Rahmens kann den Teilnehmern die Erfahrung vermittelt werden, „daß kollektive, von Unterrichtszwängen befreite Lektüre Spaß machen und zu neuen literarischen und sozialen Aktivitäten motivieren kann“<sup>8)</sup>.

---

<sup>8)</sup> H. Kroeger, Lesezirkel als Ort freier und kollektiver Leseerfahrungen, in: Der Deutschunterricht, 32 (1980) 5, S. 58.

## Vom ‚Pazifismus‘ der dreißiger Jahre

## Der Aktivismus deutscher Intellektueller im Exil (1933—1945)

*Wir Flüchtlinge durchschauen Hitlers Pläne. Doch während wir ihn durchschauen, müssen wir... zuschauen. Wir dürfen hier bloß Zuschauer sein. Tragisch-lähmender jeden Tag, meldet sich die Pein der Wissenden, aber zum Stummsein Verurteilten — im fremden Land.*

Alfred Kerr, 1937, Tagebuch:  
*Ich kam nach England*

I. Das „geistespolitische Programm“<sup>1)</sup>

Man kann aus der Geschichte lernen; aber es wiederholt sich wohl nichts so, wie es einmal geschehen ist. Heinz Aboesch hat auf die „konservative Mentalität“ vieler, auch linksstehender Politiker und Beobachter in Deutschland am Ende der Weimarer Republik aufmerksam gemacht — eine „konservative Mentalität“, die verhindert hat, die neue, spezifische ‚Qualität‘ des Nationalsozialismus genau zu sehen und ernstlich gewarnt zu sein<sup>2)</sup>. So zeigt die Reaktion der Verfolgten und Geflohenen, des intellektuellen Exils, in den ersten Jahren nach 1933 vor allem die Züge schockhafter Ungläubigkeit (die in gewissem Sinne bis heute begreiflich bleibt). Die emigrierten Autoren verfallen oft auf traditionelle Schablonen der Satire und bewegen sich in alten Denk-Gleisen der Preußen-Kritik, der Agententheorie usw. Das fassungslose Staunen über diese neuen Herren kippt immer wieder in (sozial) deklassierende Polemik um (auch das ist verständlich, wenn man sich die Anlässe des „Ärgernisses“ vor Augen hält). Von der „Diktatur des Hausknechts“ (Alfred Kerr), vom „Anstreicher“ (Bertolt Brecht), vom „Reich der Verkrachten“ (Heinrich Mann), von der aktuellen „Rückbildung der menschlichen Gattung“ (Leopold Schwarzschild) ist da die Rede, selbst die Formel ‚Faschist und Pädereast‘, der Vorwurf der Homosexualität geistern umher (gegen solche infame Redeweisen wehren sich einige, zum Beispiel Klaus

Mann). Je länger das Dritte Reich dauert — allen Erwartungen zum Trotz leider kein ‚Spuk‘, der nach zwei Jahren von der Erdoberfläche verschwunden ist —, desto mehr verstärkt sich die Tendenz der Exilanten, dieses Phänomen unter einem höheren Blickwinkel zu sehen, das Unbegreifliche, das eigentlich ‚nicht sein soll und darf, als „Reich der niederen Dämonen“ (Ernst Niekisch) zu betrachten. Aus dem banalen Verbrechen wird allmählich ein unheimlich Böses. Das solcherart theologisierte Deutungsmodell — Joseph Roth oder Friedrich Wilhelm Foerster sprechen sogar von der Wiederkehr des Antichrist — ist in der Nachkriegszeit in Westdeutschland recht lange wirksam geblieben.

„Man bekommt den Eindruck, daß doppelt starke Kinnladen zum Eintritt in das Rassenreich berechtigen, daß aber die tierische Fresse alle Symptome des Verfolgungswahns aufweisen muß, damit einer zu Ehren aufsteigt. Der Rassenstaat ist nichts weiter als die Auslese der Minderwertigen. Seht euch alle an, die im Reiche der Verkrachten den Kopf hochtragen und die Andern zertreten dürfen! Deutschland holt jetzt seine Bestien und seine Verrückten hervor.“<sup>3)</sup> Diese Beschreibung des Zustands in Deutschland nach 1933 — zugleich ein Exempel für das Deklassierungs-Paradigma — aus der Sicht Heinrich Manns mißt natürlich die Erscheinungsweise des Nazis an den propagierten Selbstbildern. Dazu fühlen sich viele Autoren zu Recht verlockt. Doch Heinrich Mann, dem Autor des *Untertan*, ist klar, daß Opposition über diese Stufe des Reflexes auf den kaum glaublichen

<sup>1)</sup> H. Aboesch, Die Linke und das NS-Phänomen, in: Th. Koebner (Hrsg.), Weimars Ende, Frankfurt/M. 1982, S. 21—33.

<sup>2)</sup> K. Mann, in: W. Klein (Hrsg.), Paris 1935. Erster Internationaler Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur. Reden und Dokumente, Berlin (Ost) 1982, S. 157.

<sup>3)</sup> H. Mann, Im Reiche der Verkrachten, in: Die neue Weltbühne, (1933), S. 1018.

Erfolg des Nationalsozialismus hinaussteigen muß. Zunächst scheint das, was vor dem Überfall in die Fremde gerettet wird, ein leichtes Gepäck zu sein: die Freiheit des Geistes, die vom „Haß“ der „nationalen Revolution“ verfolgt wird, die Wahrheit, die im Widerspruch zur Propagandalüge behauptet werden will. Heinrich Mann weist sich und seinesgleichen anfangs nur eine verzweifelt bescheiden wirkende Aufgabe zu: „Wir können uns nur in Geduld fassen (. . .). Ich wahre meine persönliche Aufrichtigkeit und wache über ein paar Funken der Wahrheit, die in keinem Fall nur deutsch ist (. . .).“<sup>4)</sup> Die Geschichte scheint zurückgedreht worden zu sein. Wenn in Deutschland (und anderswo) eine ‚barbarische‘, ‚bestialische‘ Vorvergangenheit wieder ins Leben tritt, muß das in der Geschichte Erworbene: die Kultur als Gedächtnis, geschützt und gerettet werden. Wenn einst in der Weimarer Republik, im Bewußtsein, moderne Standpunkte erreicht zu haben, von Wahrheit und Gerechtigkeit noch relativistisch oder ironisch gesprochen worden ist<sup>5)</sup> — das Exil in der Opposition entdeckt die großen, einfachen Worte und Ideen wieder. Thomas Mann gesteht seinem Sohn Klaus Mann (in einem Brief vom 3. 12. 1936) nach der Lektüre von dessen Roman *Mephisto*: „Unsere Zeit hat das Böse wieder entdeckt (es hat sich ihr ja kräftig genug aufgedrängt und zu erkennen gegeben), und wenn sie über das Gute nicht ganz so wohl Bescheid weiß, so unterscheidet sie es doch mit stärkerem und schlichterem Gefühl, als skeptische Epochen, von jenem. Die größere Schlichtheit und Gefühlsstärke im Moralischen, der fast kindlich märchenhafte Blick auf ‚Das Böse‘ ist das Neue und Zeitcharakteristische.“<sup>6)</sup>

Als eine Chance der Vertreibung stellt sich etlichen Emigranten — zumindest in den ersten Jahren des Exils — die Möglichkeit der fundamentalen Besinnung und der Neugewichtung der Werte dar. Ein „Sinn der Emigration“ (Heinrich Mann) besteht, so erklären viele, in der Überwindung alter Zwiste und ‚Grenzstreitigkeiten‘, im Abwerfen unwichtig gewordener Loyalitäten (insbesondere zielt dies auf die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD, deren interner Konflikt sie von massiver Gegenwehr gegen den Nationalsozialismus abgehalten hat). Heinrich Mann, der we-

gen seines nachdrücklichen Eintretens für Einigkeit unter den Geflüchteten zu der einflußreichsten und beachtetsten Stimme des Exils in den dreißiger Jahren wird, betont, deutsche Emigranten sollten nie vergessen, „daß sie Republikaner sind“ und „zuerst die Republik verloren haben“<sup>7)</sup>. Das Gemeinsame, Verbindende werde durch die neue Situation geschaffen: „Der Einzelne ist nicht zuerst Marxist, Jude, Hand- oder Kopfarbeiter: vor allem ist er Emigrant.“<sup>8)</sup> Der *Geistes-Aktivismus* scheint dem Exil aufgetragen zu sein — wie der Widerstand in anderer Form den in Nazi-Deutschland Zurückgebliebenen. Solcher Logik der Counterbalance, des Ausgleichs staatlichen Terrors in Deutschland durch die Ideen der „Vernunft und der Menschlichkeit“ im Exil, entspricht das „Bekenntnis zum Übernationalen“ (Heinrich Mann), da doch die Nation von den Nationalisten okkupiert worden ist. Dem entspricht auch die Erinnerung an ein ‚anderes‘, ein ‚ewiges Deutschland‘ (der Dichter und Denker — um eine Kurzformel zur raschen Charakteristik dieses Komplexes zu gebrauchen), das nicht mit dem brutalen Machtstaat, der Diktatur, in Verbindung gebracht werden darf. Schließlich liegt es in der Konsequenz dieses Aktivismus, zur ‚Verteidigung der Kultur‘ aufzurufen, der auch der Erste Internationale Schriftsteller-Kongreß in Paris 1935 gilt. Globale Gesinnung in idealistischer Färbung kennzeichnet das Ethos des frühen Exils. Bewußt oder unwillentlich ist es an den Gegner, die Realität des Dritten Reiches, fixiert, riskiert es manchmal, sich in das polemische Feld, das Goebbels bereitstellt, hineinreißen zu lassen, formuliert jedenfalls tendenziell seinen Einspruch ‚kontradiktorisch‘, auch in begrifflichen Oppositionen. Erst allmählich löst sich die Argumentation des Exils aus dieser Bindung — und assimiliert sich, wie die Emigranten selbst, an andere Denkkordnungen, Wertsysteme und gibt auf diese Weise die nach Jahren der Flucht gewonnene Distanz zum ‚Fall Deutschland‘ zu erkennen.

In der ersten Periode nach 1933 ist manchen Emigranten wohl bewußt, daß auch sie sich „Versagen“ vorwerfen müssen. Sonst wäre es ja nicht zur Machtergreifung gekommen. Kurt Tucholsky fragt die Exilanten ingrimmig (in einem Brief an Arnold Zweig vom 15. 12. 1935), wie sie jetzt wohl den Nationalsozialismus von ‚draußen‘ bekämpfen wollen, da ihnen dies doch schon mißlungen ist, als sie noch im Lande selbst gewesen sind, unter-

<sup>4)</sup> H. Mann, Über die erniedrigte Intelligenz (zuerst veröffentlicht 1933), in: Verteidigung der Kultur. Antifaschistische Streitschriften und Essays, Hamburg 1960, S. 320.

<sup>5)</sup> L. Marcuse, Idee und Propaganda, in: Die neue Weltbühne, (1934), S. 272—276.

<sup>6)</sup> K. Mann, Briefe und Antworten, Bd. 1., München 1975, S. 274.

<sup>7)</sup> H. Mann und ein junger Deutscher, Der Sinn dieser Emigration, Paris 1934, S. 13.

<sup>8)</sup> Ebd., S. 14.

stützt durch Organisationen, relativ geschützt durch die Republik. Ernst Bloch, der scharfsichtige Philosoph, kritisiert wiederholt den flachen Rationalismus der politischen ‚Aufklärung‘ vor 1933, der die Menschen in ihrer leidvollen Not verfehlt, die Schicht ihrer Wünsche und Träume nicht erreicht, Emotionen ignoriert habe — die nun statt dessen die Nazis sehr wirkungsvoll ansprechen. Der Marxist Bloch meint die Aufklärung durch die Linke. Aber gilt diese Warnung nicht allgemein — die Warnung davor, nicht die „Massenphantasie unterernährt“ zu lassen<sup>9)</sup>. In Blochs Aufsatz „Originalgeschichte des Dritten Reichs“ (1937) leuchtet sogar ein christlich-abendländischer Horizont auf — auch darin bezeichnend für den bewahrenden, ‚konservativen‘ Geistes-Aktivismus des Exils in den ersten Jahren nach der Vertreibung: „Derart ist der Nebel nicht ein und alles in den alten Träumen (seien es die politisch-chilastischen, seien es die nur scheinbar individuellen der mystischen Knechtzerbrechung, Sohnwerdung, der Ladung mit immanenter Herrlichkeit). So paradox es daher klingen mag: ein großer Teil des revolutionären Stolzes kam erst durch die deutsche Mystik in die Welt, und christlich-humane Utopie spielte ihr vor.“<sup>10)</sup> Klaus Mann faßt seine Bedenken gegen die „kämpferische Taktik“ in der Weimarer Zeit und das puritanische, eindimensionale Menschenbild, das ihr zugrundeliegt, auf dem Pariser Kongreß in folgende Worte: „Es muß ein Versagen vorliegen — auf unserer Seite. Wir müssen abgestoßen haben, gerade dort, wo wir gewinnen wollten. Ich finde nur eine Antwort, nur eine Erklärung: Man hat den Begriff des Sozialismus, den Begriff der Zukunft, für die sich erst der Kampf lohnt, die zum Kampf begeistert, zu eng gefaßt. Man ist der europäischen Jugend etwas schuldig geblieben. (...) Die Linke (...) konzentrierte ihr Pathos, ihre Propaganda und ihre Prophetie viel zu ausschließlich auf das Wirtschaftliche.“<sup>11)</sup> Aber diese Ausrichtung „beantwortet nicht alle Fragen“, „wird nicht jeder Sehnsucht gerecht“. Auch Klaus Mann (wie Bloch, wie Thomas Mann u. a.) verlangt ein neues „mehr-als-materialistisches Pathos“<sup>12)</sup>, das er im Hinblick auf Frankreich und die Sowjetunion im „sozialistischen Humanismus“ eingelöst sieht, den er als Friedensbotschaft fast im Propheten- und Bibelton, als Oppositionslehre im Gegensatz zur üblen Nazipraxis feiert: „Wo jener vergewaltigt, wird er verbinden; wo je-

ner vermischt, wird er rein halten (...) Wo jener grausam ist, wird er milde sein (...). Er wird ausrotten das Gift des Nationalismus und der Rassenvorurteile, mit dem der Faschismus seine Gläubigen nährt (...).“<sup>13)</sup> Der sozialistische Humanismus begreift nach Klaus Mann in sich das ganze, „gespannte, lustvolle, reiche und problematische, gesegnete, schwierige und geheimnisvolle *Leben*“<sup>14)</sup>. Die relative Abstraktheit dieses Konstrukts fällt ebenso auf wie seine Präzisierung durch die Bildung von ‚Antithesen‘ zum Nationalsozialismus, die religiöse Aufladung und Akzentuierung des Lebensbegriffs ebenso wie die Aussparung aller politisch gangbarer Wege, die zu diesem Ziel führen.

*Wunschdenken* — der Vorwurf ist berechtigt und trifft die praxisferne Philosophie (durch die Exilsituation abgenötigte Praxisferne) des aktivistischen „militanten Humanismus“<sup>15)</sup>, der im Exil in den dreißiger Jahren weit verbreitet ist. „Noch vor drei Jahren sagte man einem deutschen Studenten weniger als Nichts, wenn man ihm das Wort Humanismus nannte; er lächelte nicht einmal ironisch. Heute bringt derselbe Student jeden auf den Richtblock, der dies Wort ausspricht; so viel Leben hat es wieder gewonnen. Oder er bewahrt, wenn er schon aufgewacht ist, diese vier Silben als Dynamit in der geheimsten Kammer seines Herzens.“<sup>16)</sup> Diese Äußerung von Ludwig Marcuse markiert, in welcher Weise eingreifend sich das Exil die Effektivität der einfachen großen Worte des militanten Humanismus vorstellte.

Der militante Humanismus spricht auch von *Kampf* — diese Vokabel aus dem politischen Wortschatz der zwanziger Jahre findet sich häufig in der Publizistik der Emigranten —, meint mit Kampf aber nicht den Krieg. Kampf ist ein Ausdruck für radikales, das Leben einsetzendes Engagement (um das moderne Schlagwort zu nennen). So wird in Lion Feuchtwangers Nachruf auf Carl von Ossietzky der mutige Dulder, der höchst bewußt und entschieden nicht vor Hitler geflohen ist, um ihm als Gefangener ‚zur Last‘ zu fallen, gleichfalls zum Kämpfer: „So gewaltlos Ossietzky seinen Kampf führte, er wußte, daß es ein Kampf war (...): ‚Ich, der Pazifist, reihe mich ein in das große Heer, das für die Frei-

<sup>9)</sup> Ebd., S. 156.

<sup>10)</sup> Ebd., S. 157.

<sup>11)</sup> Th. Mann, Achtung Europa! (zuerst veröffentlicht 1935), in: H. Bürgin (Hrsg.), Politische Schriften und Reden, Frankfurt/M. 1968. Bd. 2, S. 324; auch L. Marcuse, Der Fall Humanismus, in: Das Neue Tagebuch, (1935), S. 681—693.

<sup>12)</sup> L. Marcuse, a. a. O. (Anm. 15), S. 693.

<sup>9)</sup> E. Bloch, Vom Hasard zur Katastrophe. Politische Aufsätze 1934—1939, Frankfurt/M. 1972, S. 314.

<sup>10)</sup> Ebd., S. 315.

<sup>11)</sup> K. Mann, a. a. O. (Anm. 2), S. 153.

<sup>12)</sup> Ebd., S. 155.

heit kämpft.“<sup>17)</sup> Zum Krieg heißt es schon bei Heinrich Mann 1934: „Die Emigration will keinen Krieg gegen ihr Land. Der leidenschaftlichste Wunsch, daß kein Krieg komme, ist gerade bei ihr. Das Gegenteil wird ihr nur unterschoben von einem Hitler in seinen Ausbrüchen von Wut oder Angst.“<sup>18)</sup>

Die Emigration hoffte vielmehr auf die *Opposition in Deutschland selbst*, wobei recht unklar bleibt, wer wie wann diesen Aufstand oder Umsturz leisten sollte. Klaus Manns Formulierung — „wenn die Stunde seines (Deutschlands) eigentlichen Erwachens endlich, endlich gekommen ist“ — läßt die Frage nach den Umständen dieses Erwachens völlig offen. Die Renaissance religiöser und demokratischer Traditionen im Denken des Exils soll aber nicht voreilig als unpolitisches Spiel disqualifiziert werden. Der Glaube an die Macht der Ideen, der Worte ist ja auch durch den Anblick dessen verstärkt worden, was sich in Deutschland ereignet: des Triumphs der Lügen, die dem deutschen Volk zugemutet werden, die aber schon bei leichter Prüfung durchschaubar sind — offenbar aber werden sie zu selten durchschaut. Doch der im Dritten Reich demonstrierte Einfluß der Demagogie und Propaganda macht plausibel, daß die Emigranten es wagten, den Widerspruch durch Rede und Gegenpropaganda zu versuchen und sogar hofften, sie würden mit Verstand und Gefühl gehört werden. Schließlich sind auch die im engeren Sinne politischen Kalküle des Exils nicht aufgegangen: Die Idee einer Einheitsfront gegen Hitler-Deutschland, das Experiment der Volksfront haben sich nicht oder nur vorübergehend verwirklichen lassen. Die vor 1933 durch heftige, aggressive Fehden bewirkte Spaltung zwischen den politischen Fraktionen war auch im Exil nicht so ohne weiteres zu überbrücken, das durch Jahre gewachsene gegenseitige Mißtrauen (etwa zwischen der Exil-SPD und der Exil-KPD) nicht auszuräumen.

Zu den wenigen gemeinsamen Aktionen gesellte sich also als programmatische Klammer das Konzept des Geistes-Aktivismus — auch oder gerade, weil die Einlösung so unbegründeter Hoffnungen auf eine Verwandlung und Rettung Deutschlands von innen her nicht absehbar war. Und doch ist diese Hoffnung gleichsam ein Stabilisierungsfaktor der intellektuellen Gegenwehr gegen den Nationalsozialismus bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, ja noch bis in die ersten Kriegsjahre

hinein: Dies bezeugen etwa die politischen Reden Paul Tillichs, die er über die „Stimme Amerikas“ an deutsche Hörer richtete. Solange an den (weit überschätzten) Widerstand im Lande geglaubt wurde, so lange bestand auch die These vom Unterschied zwischen deutscher Nation und Nazitum, zwischen dem Volk, geknechtet, aber bereit zum Aufstand gegen seine Unterdrücker, und dem ausbeutenden Terror-Regime der Nazis — die sich, wie Ernst Bloch es ausdrückt, das deutsche Volk vorgeschналт hätten „wie ein Mörder eine Geisel“<sup>19)</sup>. Noch 1938, in seiner Rede vor amerikanischem Publikum: „Vom kommenden Sieg der Demokratie“, zweifelt Thomas Mann nicht daran, daß der äußere Krieg für Nazi-Deutschland „sofort“ auch den Bürgerkrieg im Lande selbst auslösen würde: Der Faschismus würde im offenen Krieg „den starken Anteil, den Lüge und Vortäuschung an seinem ‚totalen‘ Staat haben, rasch augenfällig werden lassen, die niedergehaltenen Kräfte menschlicher Freiheit würden durch den ersten Rückschlag, den die Tyrannei erlitt, unfehlbar entbunden werden“<sup>20)</sup>. Mit dieser Meinung sekundiert er stillschweigend der These seines Bruders Heinrich und vieler anderer, auch und gerade kommunistischer Emigranten, die sich nicht wie Herbert Wehner an Ort und Stelle vom Mißlingen oder der Partikularität des Widerstands in Deutschland überzeugt hatten. Heinrich Mann fordert, mehr noch: beschwört 1936, daß die Deutschen im Lande selber ihren ‚Krieg‘ für die Freiheit führen sollen: „Kaum, daß sie loschlagen, schon wird der Abenteurer keinen Befürworter mehr haben (...). Er wird erst recht niemand finden, der herbeieilt und für ihn die Haut wagt (...). Die Deutschen müssen nur loschlagen, ein Aufatmen ohnegleichen geht alsbald durch die Welt.“<sup>21)</sup>

In den Kriegsjahren kam dieser Glaube an die zwei Deutschland dann ins Wanken, zumal in Anbetracht der Tatsache, daß der Krieg so lange dauerte und das deutsche Volk dem Regime offenbar die Treue hielt. Die intellektuelle Verteidigung gegen Deutschland nach 1939 galt nicht nur dem Regime, in zunehmendem Maße auch dem ganzen Volk. Spekulationen über den deutschen Nationalcharakter identifizierten in ihm nun auch eine faschistische Komponente — wie Thomas

<sup>17)</sup> L. Feuchtwanger, *Der Realist*, in: *Die neue Weltbühne*, (1938), S. 579.

<sup>18)</sup> H. Mann, *Der Sinn dieser Emigration*, a. a. O. (Anm. 7), S. 42.

<sup>20)</sup> Th. Mann, *Politische Schriften*, Bd. 3, a. a. O. (Anm. 15), S. 29.

<sup>21)</sup> H. Mann, *Der Weg der Arbeiter*, in: *ders., Politische Essays*, Frankfurt/M. 1970, S. 175.

Mann in seinem Roman *Doktor Faustus* — oder glichen ihn dem alten Feindbild vom grausamen, kampfklüsternden ‚Hunnen‘ an, anknüpfend an englische Kriegspropaganda im

Ersten Weltkrieg. So verfuhr etwa Lord Vansittart (und der nach ihm benannte Vansittartismus)<sup>21a)</sup>. Damit war der Kollektivschuld-These die Tür geöffnet.

## II. Der Anti-Isolationismus der Emigranten und das Übel der Neutralität

Solange sich die Exilanten mit Deutschland als ihrem Land identifizierten, so lange auch fürchteten sie den Krieg zwischen den Nationen, den faschistischen und den anderen Staaten, als eher „verbotene“ Lösung (H. Mann) denn als ultima ratio. Die Loyalität des Exils, Deutschland gegenüber empfunden und ausgedrückt, ließ den militanten Humanismus zugleich ‚pazifistisch‘ votieren. Pazifistisch ist hier nicht in dem Sinne eines grundsätzlichen Gewaltverzichts zu verstehen, denn es geht ja dem Exil gerade darum, sich gegen die Gewalt des Dritten Reichs zur Wehr zu setzen und die Sache der Gerechtigkeit einzuklagen, sondern in dem Sinne, daß eher der Bürgerkrieg, die Erhebung in Deutschland selbst, als die Wiederholung eines Weltkriegs erwartet wird.

Im September 1938, in dem das Münchener Abkommen zwischen Hitler, Chamberlain und Daladier nach den Begegnungen in Berchtesgaden und Bad Godesberg den Kriegsfall gerade noch verhindert, wenn auch dabei ein erheblicher Teil der Tschechoslowakei dem Dritten Reich geopfert wird, summiert Hermann Budzislawski, Redakteur der „Neuen Weltbühne“, der neben dem „Neuen Tagebuch“ von Leopold Schwarzschild wohl bedeutendsten politisch-kulturellen Exil-Zeitschrift, die Versäumnisse und die Perspektiven der politischen Gegenwehr gegen Nazi-Deutschland: Er konstatiert erstens — und Ende der dreißiger Jahre ist dies ein Gemeinplatz der Exil-Kommentare —, das große Versäumnis, daß eine „Weltkoalition gegen Hitler“<sup>22)</sup> schon zu Beginn des Dritten Reichs hätte gebildet werden müssen und nicht gebildet worden ist. Er betont zweitens, daß sich nur noch die Alternative: Umschwung in Deutschland oder europäischer Krieg, stellt. „Es wäre töricht, würde die deutsche Opposition auf den Krieg spekulieren, und sie tut es nicht, hat es nie getan. Im Gegenteil, sie hat alles versucht und versucht auch heute alles, dieses barbarische Unheil, das ganz Europa und in besonderem Maße das deutsche Volk trübe, mit allen Kräften zu verhüten. Die Bomben treffen Faschisten und Antifaschisten, und sie würden unser aller Heimat verwüsten (gemeint ist Deutschland). Ja, der Krieg würde

Hitler stürzen — aber (...) die friedliche Beseitigung dieses Regimes brächte uns unermeßliche Vorteile. Ein Reich könnte wieder erstehen, auf dem nicht die schreckliche Hypothek der Kriegsschuld lastete, und die der Kriegsschulden.“<sup>23)</sup>

Die Rückkehr in ein über Jahre hin von Terror und endlich von Bomben verunstaltetes Land fällt den Emigranten sehr schwer. Viele erwerben nach der Flucht vor deutschen Truppen, die sie den europäischen Kontinent zu verlassen zwingt, neue Staatsbürgerschaften — wenn sie nicht vorher sterben, verhaftet und in Konzentrationslager überführt werden oder ihrem Leben selbst ein Ende setzen. Viele finden nach 1945 nicht mehr oder nur zögernd zurück. Selbst manche kommunistische Exilanten spüren die Fremdheit im Vaterland, obwohl sie doch an der Differenzierung von Nationalsozialisten und der ‚Mehrheit der Deutschen‘ bis zum Schluß festhalten: Brechts *Arbeitsjournal* enthält einige Aufzeichnungen über die Beunruhigung des Heimgekehrten in Ostberlin — angesichts der jungen Deutschen, die nun sein Publikum bilden. Den Krieg also fürchteten die Emigranten vor allem. Und in dieser Furcht zeigte sich ihr Realitätssinn. Krieg bedeutete für sie Hitler — auch dies ist allgemeines Urteil schon vom ersten Tag der Flucht an. Denn gegen sie selbst war bereits der ‚Krieg‘ eröffnet worden. Der Nationalsozialismus in seiner selbsternannten chauvinistischen Rächerefunktion (um die ‚Schmach‘ des Friedens von Versailles von 1919 fortzuwischen), in seinem ‚fanatischen‘ Rassismus und extremen Haß auf realitätsfälschende Feindbilder (Bolschewisten oder Juden), in seinen wahnhaften Ansprüchen, z. B. auf neuen Lebensraum, in seinen verstiegenen Größenideen usw. enthüllte ihnen, den Verfolgten, unzweideutig die Mechanik eines auf den Krieg zusteuernenden Systems.

<sup>21a)</sup> J. Radkan, Die Exil-Ideologie vom ‚anderen Deutschland‘ und die Vansittartisten, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 2/70, S. 31—48.

<sup>22)</sup> H. Budzislawski, *Am Kreuzweg*, in: *Die neue Weltbühne*, (1938), S. 1143—1151, hier: S. 1147.

<sup>23)</sup> *Ebd.*, S. 1150.

Kriegsgefahr und Nationalsozialismus verschmolzen im Blick der Exilanten in eins. Sie erkannten — und wurden dadurch in Paris oder London zu unbeliebten Mahnern —, daß der Faschismus durch Kriegsdrohungen die Demokratien erpreßte. Sie bedauerten, insbesondere in der ‚Vorkriegszeit‘ seit 1936, daß sich die anderen Staaten erpressen ließen. Kulminationspunkt dieser zumal von England befolgten Appeasement-Politik war eben das Münchener Abkommen vom September 1938, das auf Kosten der republikanischen Tschechoslowakei ging — einem der bis dahin politisch freizügigsten und daher geschätztesten Exilländer. Zuvor war ja schon, so meinten die Emigranten, diese Politik auf Kosten des unterdrückten deutschen und nach 1936 auch des spanischen Volkes gegangen, das sich während des Bürgerkriegs im Namen der rechtmäßigen Republik gegen den Putschisten Franco zur Wehr setzte.

Etlliche Emigranten meinten ferner zu erkennen, daß weniger der ‚Pazifismus‘ als vielmehr ganz andere Motive die am Ende sowieso erfolglose Beschwichtigungsstrategie der englischen Regierung, das „untätige Zusehen“ (Thomas Mann) der Demokratien angesichts der nationalsozialistischen Rechtsverstöße und Vertragsbrüche bestimmten. Die Zustimmung zur Abrüstung war in England Mitte des Jahrzehnts außerordentlich stark. Arthur Koestler notiert noch im zweiten Teil seiner Autobiographie, in „The Invisible Writing“ (Die Geheimschrift), daß eine Friedensresolution in England 1935 elf Millionen Unterschriften, mehr als die Hälfte aller Wählerstimmen, erhalten habe<sup>24</sup>). Doch die Emigranten empörte, daß offenbar nicht Friedenswille, sondern Vorstellungslosigkeit und eine kaum verhehlte Sympathie der Machtelite mit dem Nationalsozialismus, endlich die Annahme, daß das Dritte Reich ein Bollwerk gegen den Bolschewismus sei, bei diesen isolationistischen Entscheidungen ausschlaggebend gewesen waren.

Wie scharf die Urteile über diese Formen des Verhandeln mit dem Gegner Nationalsozialismus ausgefallen sind, mag etwa eine Aussage des sonst so bedächtigen Thomas Mann veranschaulichen. Seine zornig-spöttische Glossierung des Appeasements trägt den Titel „Dieser Friede“: „Die psychologische Bereitschaft Europas für die faschistische Infiltration in politischer, moralischer und intel-

lektueller Beziehung habe ich nicht unterschätzt. Was ich allerdings (...) unterschätzt habe, war die Schnelligkeit, mit der der Prozeß sich vollziehen sollte (...).“<sup>25</sup>) Und er fährt später fort: „Nie war der Friede nur durch den Verrat, durch Preisgabe der Ehre“ zu retten<sup>26</sup>). Ernst Bloch, schon in New York und in Berührung mit amerikanischen Einstellungen, wägt ab, daß der Isolationismus zwar „Abscheu gegen den Nazi“ gestatte, ihn, den Nazi, aber zugleich ermutige: „Nichts ist menschlicher, als daß ein Volk sich für fremde Angelegenheiten nicht in den Krieg treiben läßt (...). Aber der Isolationismus als Prinzip ist etwas anderes als Pazifismus, denn er enthält in sich die kalte Schulter. Er macht aus der geographischen Entfernung eine astronomische, aus dem Frieden der Distanz eine Brutalität, aus dem Pazifismus Ermutung zum Krieg, eine umgekehrte Kriegshetze.“<sup>27</sup>) Daß den aufgerufenen Demokratien die möglichen Folgen der Intervention vielleicht als unannehmbar erschienen sein mögen, gesteht Klaus Mann ein, noch empfindlicher für dieses Problem, als Bloch es im zitierten Text ist. In seiner Flugschrift „An die Schriftsteller im Dritten Reich“ (1939) ermahnt Mann die Deutschen zur Rebellion: „*In sich selber* haben die Deutschen ihren Feind zu suchen, nirgends sonst.“ Ein französischer Schriftsteller habe ihm, Klaus Mann, von Begegnungen in Berlin erzählt, von „Intellektuellen und Proletariern“, die gegen Hitler seien: „Sie hoffen, der Krieg werde kommen, mit ihm die Niederlage — und das Ende Hitlers. Ein junger Deutscher, leidenschaftlicher Anti-Nazi, erklärte dem französischen Dichter: ‚*Wir warten auf unser Sedan.*‘ Aber das ist entsetzlich! Und übrigens, welch phantastische Naivität: einem französischen Patrioten mitzuteilen, die Jugend Frankreichs werde auf die Schlachtfelder müssen, Paris und Nizza sollten bombardiert werden — damit sich die Deutschen ihres Hitlers entledigen!“<sup>28</sup>) Andererseits merkt Manès Sperber in seiner Autobiographie an, daß auch die Emigranten als lästige Warner, als „Überbringer einer schlechten Botschaft“, selbst in den Verdacht gerieten, „an dem Unglück mitschuldig zu sein“<sup>29</sup>), von dem sie berichten: Flüchtlinge erwecken den Anschein, Kriegshetzer zu sein.

<sup>25</sup>) Th. Mann, Politische Schriften, a. a. O. (Anm. 15), S. 38.

<sup>26</sup>) Ebd., S. 45.

<sup>27</sup>) E. Bloch, a. a. O. (Anm. 9), S. 393.

<sup>28</sup>) K. Mann, Die Heimsuchung des europäischen Geistes. Aufsätze, München 1973, S. 105.

<sup>29</sup>) M. Sperber, Bis man mir Scherben auf die Augen legt. All das Vergangene, München 1977, 1982, S. 79.

<sup>24</sup>) A. Koestler, Die Geheimschrift, Wien u. a., S. 196. Zur Situation in England vgl. G. Schmidt, England in der Krise. Grundzüge und Grundlagen der kritischen Appeasement-Politik (1930—1937), Opladen 1981.

Der bedeutende Theaterkritiker und politische Publizist Alfred Kerr, der 1936 in England ankommt und dort bleibt, protokolliert in seinem nachgelassenen Tagebuch „*Ich kam nach England*“ sehr genau, wie bedrückend es für ihn ist, der Untätigkeit dieser dominierenden westlichen Demokratie als Gast im Lande, fast zum Stummsein verurteilt, zusehen zu müssen. Für ihn heißt neutral bleiben bei der Konfrontation mit dem Dritten Reich: „Deserteur sein“<sup>30</sup>). Mit betroffenem Unwillen stellt er Ignoranz bei vielen „englischen Halbfascisten der besitzenden Klasse“<sup>31</sup>) fest, die erst allmählich patriotischen Gefühlen weiche: „Ich bin im übrigen seiner (Ludwig Renn) Ansicht: daß ein bedingungsloser Pazifismus unmöglich gemacht ist — von den Mächten der protzenden Fäulnis. Ein Schmerz über dies grausige Dilemma bohrt und nagt in jedem von uns. Nicht zuletzt in jedem, der einen Sohn zu verlieren hat.“<sup>32</sup>) Doch Kerrs Aufzeichnungen formulieren 1939 nach Kriegsausbruch auch den „Dank an England“: „September 1939. Zurück in London. Die fällige Zeitungsnachricht: ‚Hitler hat Polen angefallen; französisch-englisches Ultimatum an Berlin. Endlich! Also Krieg. Daß man ein Unglück herbeiwünschen kann — weil ein anderes Unglück noch grausiger wärel Schuld hat der Zuchthäusler, den Deutschland... nicht nur erduldet hat, sondern auch geduldet hat. Ist beides zu trennen?“<sup>33</sup>) Hier wird der Zweifel sichtbar, daß aus Deutschland selbst noch Hilfe zu erwarten sei.

Alles dulden heißt für Kerr, mitschuldig zu werden. Hat für ihn und für andere Emigranten der Kriegsausbruch die Fronten in großer Schärfe erhellt und ambivalente Gefühle hervorgerufen, so ist doch die Zeit davor bei den wenigsten durch fatalistisches Warten auf den scheinbar unvermeidlichen Krieg ausgefüllt. Vielmehr herrscht die Auffassung vor, daß der Nationalsozialismus bei jedem ernstesten Widerstand zurückweichen werde. Für Heinrich Mann ist das selbstbewußte, Göring überlegene Verhalten Georgi Dimitroffs beim Reichstagsbrandprozeß vor dem Leipziger Gericht ein solches Beispiel. Für Ernst Bloch ist der „faschistische Nimbus“<sup>34</sup>) im spanischen Bürgerkrieg in den ersten verlorenen Schlachten entzaubert worden. Hinter den Drohgebärden der Nazis verberge sich Angst, sie entlarven sich bei energischer Gegenwehr als leere Gestik, meinen die einen; andere

nehmen die fatale Dynamik dieses Unwesens „permanenter Explosion“ ernster. Ernst Bloch rät: „Die Faust unter die Nase und das Bestiarium weicht zurück (...).“<sup>35</sup>)

Sich von den Nazis nicht einschüchtern zu lassen und mit den schlechten Absichten der Gegenseite rechnen — so lautet die Devise des Exils in den dreißiger Jahren, die nach dem Urteil der Emigranten von den Demokratien zu wenig beachtet und befolgt worden ist. Die deutsche Opposition extra muros treibt nicht zum Krieg, aber fordert Kampf und Widerstand, verlangt Beweise der Entschlossenheit, internationale Bündnisse gegen Nazi-Deutschland und attackiert die „Nicht-Interventionskomödie“ (Thomas Mann). Sie beklagte bei dem, was sich damals als Pazifismus gerierte, die Wirklichkeitsfremdheit. Nicht den wahren Friedenswünschen, sondern den Illusionen über den Gegner sei die Steigerung der Kriegsgefahr zu verdanken. Der pazifistische Pädagoge (und rigorose Preußenhasser) Friedrich Wilhelm Foerster meint damals, daß die Bereitschaft zur „gerechten Abwehr im Völkerleben“<sup>36</sup>) keineswegs zum Kriege führen müsse und empfiehlt den Demokratien kräftig aufzurüsten. Der Gegner solle nur Furcht vor seiner gewissen Niederlage bekommen. Diese frühe Formulierung einer Art Abschreckungstheorie gewinnt ihre eigenartige Schärfe durch die Dämonisierung oder Entmenschlichung des Gegners und die Konzentration auf Hitler: „Il faut causer avec Hitler. Was soll dabei herauskommen? Man plaudert doch nicht mit den Dämonen. Hitler ist der Besessene eines weltgeschichtlichen Wahns, er ist die Lava aus dem deutschen Vulkan, die langsam vorschreitend zu den Dörfern herunterwallt. Wollen Sie, werte combattants, mit der Lava reden, ob sie nicht besser anhalte oder umkehre?“<sup>37</sup>)

Diese Formeln militärischer und „geistiger Defensive“ (Friedrich Wilhelm Foerster) erhellen, wie nachdrücklich sich die Emigranten in die Angelegenheiten ihrer Asylländer eingemischt und wie sehr sie ebensolche *Einmischung in die inneren Verhältnisse des Dritten Reichs gefordert* haben. Auch in der Tradition des deutschen Pazifismus vor 1933 ist das Prinzip der non-resistance durchaus nicht selbstverständlich.<sup>38</sup>) Der Aufruf zum

<sup>35</sup>) Ebd., S. 220.

<sup>36</sup>) F. W. Foerster, *Europa und die deutsche Frage*, Luzern 1937, S. 433.

<sup>37</sup>) Ebd., S. 443.

<sup>38</sup>) Zum Pazifismus in Deutschland vgl. F.-K. Scheer, *Die deutsche Friedensgesellschaft (1892 bis 1933). Organisation, Ideologie, politische Ziele*. Ein Beitrag zur Geschichte des Pazifismus in Deutschland, Frankfurt/M. 1981.

<sup>30</sup>) A. Kerr, *Ich kam nach England*. Ein Tagebuch aus dem Nachlaß, hrsg. v. W. Huder und Th. Koebner, Bonn 1979, S. 148.

<sup>31</sup>) Ebd., S. 176.

<sup>32</sup>) Ebd., S. 187.

<sup>33</sup>) Ebd., S. 197.

<sup>34</sup>) E. Bloch, a. a. O. (Anm. 9), S. 186.

Widerstand, zum „Wehrt Euch!“ (Heinrich Mann) gewinnt nun eine außenpolitische Dimension. Der *Anti-Isolationismus* des Exils greift so tief, daß in zahlreichen politischen Schriften der Emigranten der Verzicht auf das Prinzip der Souveränität selbstherrlicher Staaten propagiert wird. Die Überlegungen des politischen Denkers (nicht des Romançiers) Hermann Broch kreisen um die Idee der relativierten Hoheitsrechte der Nationen. Diese Idee ist bei ihm und weiteren Autoren auf der einen Seite mit dem Konzept eines „Parlaments der Nationen“, eines „Weltbunds für den Frieden“, einer „universalen Volksfront“ (Heinrich Mann) oder eines wirksamer arbeitenden Völkerbunds verbunden: einer Organisation, der vielleicht sogar die militärische Exekutivgewalt übertragen werden könnte, auf der anderen Seite mit dem Konzept einer wehrhaften, ja vielleicht sogar „totalen Demokratie“<sup>39)</sup> (Hermann Broch), die die Übertretung von Gesetzen zum Schutz der Menschenwürde mit Strafsanktionen ahndet.

Durch solche ‚verfassunggebenden‘ und juristischen Überlegungen zu einer besseren Regelung der Welt versuchten einige Autoren aus dem Eindruck der Schwäche zu lernen, den die traditionellen Demokratien auch nach ihrem Urteil in den zwanziger und dreißiger Jahren erweckt hatten. Ihre Korrekturen signalisierten, daß die Ära der Nationalstaatlichkeit, der seinerzeit oft als anarchistisch verstandenen Konkurrenz zwischen den Ländern, an ihr Ende gekommen zu sein schien. Im Exil formte sich ein neues überstaatliches, übernationales Ethos, das der

Nachkriegszeit überliefert wurde. Bedroht durch den Verfolger Nationalsozialismus, entwickelten die Emigranten eine politische Philosophie, die Hoffnung auf globale Sicherheitsnetze, Föderationen der Völker, Großformen der Kontrolle, Demokratien, die zur rigiden Verteidigung der Humanität bereit und fähig seien, und auch auf den internationalen Sozialismus setzte. Zugleich wurde die Politik der Neutralität als Verkleidung einer verderblichen Apathie diskreditiert — allerdings im Hinblick darauf, daß die Rechtspositionen klar verteilt zu sein schienen: hier die Sache der Gerechtigkeit, dort das erwiesene Verbrechen. Nicht so selten redete man vom Kreuzzug gegen die Faschisten (schon bevor dies General Eisenhower tat). Gustav Regler zum Beispiel nannte seinen Roman über den Spanienkrieg *The Great Crusade*, Stefan Heym sein Buch über den Vorstoß der amerikanischen Truppen an der Westfront *The Crusaders*. Einige Exilanten wagten dagegen schon in den vierziger Jahren zu differenzieren. Der Exkommunist Arthur Koestler sprach sogar vom Kampf einer Halbwahrheit gegen die Lüge. Dies war ein Zeichen: Der Krieg und der Nachkrieg, zumal der Ost-West-Konflikt, verwirrten die Lage, die den Emigranten vor 1939 vergleichsweise noch als eindeutig galt. Ihre Erfahrungen und Erkenntnisse waren schon bald von der Geschichte überholt.

Dieser Umstand erschwerte deren Übertragbarkeit — auch auf die Situation heute. Und es vertieft die Tragik des Exils, daß die Standorte dieser Intellektuellen der Gegenwart nicht unmittelbar verständlich sind. Sich im politischen Tagesstreit auf sie zu berufen oder gegen sie Stellung zu nehmen, führt ohne die Mühe der Annäherung zu fragwürdigen Analogieschlüssen.

<sup>39)</sup> H. Broch, Politische Schriften. Kommentierte Werkausgabe, hrsg. v. P. M. Lützler, Bd. 11, Frankfurt/M. 1978.

## Geschichte und politische Bildung

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.“ So heißt es bei Max Frisch in dem Roman ‚Mein Name sei Gantenbein‘<sup>1)</sup>. Der Titelheld ist ein Mann, der eines Tages auf die Idee kommt, einen Blinden zu spielen. Gantenbein legt sich so eine zweite Identität zu. Bald weiß er nicht mehr, was seine wirkliche Identität denn eigentlich ausmacht: „Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.“

Eine andere Facette beleuchtet Elias Canetti in ‚Das Gewissen der Worte‘: „Zu den unheimlichsten Phänomenen menschlicher Geistesgeschichte gehört das Ausweichen vor dem Konkreten. Es besteht eine auffallende Tendenz, erst auf das Fernste loszugehen und alles zu übersehen, woran man sich in nächster Nähe unaufhörlich stößt.“<sup>2)</sup>

In ‚Aladins Problem‘, dem neuen Roman von Ernst Jünger, spielt das Verhältnis zur Geschichte ebenfalls eine Rolle. Der ehemalige Offizier der polnischen Volksarmee und ehemalige Student einer deutschen Hochschule, Friedrich Baroh äußert seine Abscheu: „Schizophrenie war Trumpf. Die Naturwissenschaften waren verziffert, Geschichte und Geisteswissenschaften politisiert.“<sup>3)</sup>

Das Thema ‚Geschichte und politische Bildung‘ umfaßt offenbar mehr, als es die politisierten Stichworte der jüngsten Zeit ahnen lassen<sup>4)</sup>: mehr als Streit um Rahmenrichtlinien, um Lernziele und Curricula, mehr als das Für und Wider einer problemorientierten Geschichte nach sozialwissenschaftlichen Kategorien, mehr als die Kontroverse um die angemessene Berücksichtigung des Ge-

schichtsunterrichts und des Sozialkundeunterrichts in der Schule. Das Thema besitzt zweifellos eine aktuelle Brisanz; und dies verleitet zu Verkürzungen; Gedankenfragmente werden zu handlichen Argumentationswaffen. Die Klage über das geschwundene Geschichtsbewußtsein wird zum Gemeinplatz der politischen Konversation.

Die hohe öffentliche Aufmerksamkeit, die das Thema seit geraumer Zeit bei uns findet, legt die Vermutung nahe: Wir streiten uns zwar auf der Oberfläche unserer Erfahrungen; dahinter aber stehen offenbar ganz elementare Anfragen. Solange es kulturelle Regungen der Menschheit gibt, solange denkt sie über Geschichte und Politik nach. Darin unterscheidet sich das 20. Jahrhundert nicht von der Antike. Das Thema löst sich offenbar nicht in aktuellen Streitfragen der Tagespolitik auf. Das Thema löst sich auch nicht in der aktuellen Methodendiskussion von Geschichtswissenschaft und Politikwissenschaft auf; etwa ob die Person oder das System, ob das Individuum oder die Struktur das angemessene Objekt der Untersuchung sein solle<sup>5)</sup>. Die Entscheidung über diese wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung ist gefällt mit der Wahl der Abstraktionshöhe einer Untersuchung: Je niedriger die Abstraktion, desto unmittelbarer die persönliche Intention der Entscheidungsträger — je höher die Abstraktion, desto bedeutsamer die Stabilisierung der individuellen Intentionen im System und in der Struktur<sup>6)</sup>. Die wissenschaftstheoretische Frage ist also beantwortet, wenn die Prämisse der Analyseebene formuliert ist.

Aufschlußreicher als die wissenschaftstheoretische Reflexion kann die konkrete Alltagserfahrung sein: Der Flohmarkt wird zum städtischen Ereignis. Die historischen Ausstellungen — gleichgültig, ob den Staufern oder Preußen gewidmet — locken hunderttausende Besucher an. Gedenktage wie das Hambacher Fest, Luthers Geburtstag, das Goethe-Jubiläum —, aber auch Museen, Denkmalpflege, Antiquitäten — alle Dinge, die Geschichte

<sup>1)</sup> M. Frisch, Mein Name sei Gantenbein, Frankfurt 1964, S. 74.

<sup>2)</sup> E. Canetti, Das Gewissen der Worte, Frankfurt 1981, S. 25.

<sup>3)</sup> E. Jünger, Aladins Problem, Stuttgart 1983, S. 42.

<sup>4)</sup> Zu dieser Diskussion vgl. u. a. Deutsche Geschichte und politische Bildung. Öffentliche Anhörungen des Ausschusses für innerdeutsche Beziehungen des Deutschen Bundestages, Bonn 1981; M. Hättich, Rationalität als Ziel der politischen Bildung, München-Wien 1977; ders., Geschichtsbild und Demokratieverständnis, in: R. Löwenthal/H. P. Schwarz (Hrsg.), Die zweite Republik, Stuttgart 1974, S. 905—926; H. Lödige, Das Elend der politischen Pädagogik, Diss., Marburg 1981; E. Kosthorst, Zeitgeschichte und Zeitperspektive, Paderborn 1981, zahlreiche Aufsätze dazu auch in ‚Aus Politik und Zeitgeschichte‘, insbesondere B 10/72, B 30/72, B 5/73, B 41/73, B 41/74, B 22/75, B 33/75, B 10/76, B 4/78, B 34-35/79, B 41/79, B 45/79, B 44/82.

<sup>5)</sup> Vgl. als Überblick zu dieser Fragestellung K.-G. Faber, Theorie der Geschichtswissenschaft, München 1971; H. Seiffert, Einführung in die Wissenschaftstheorie, 2 Bde., München 1971<sup>4</sup>; R. G. Collingwood, Philosophie der Geschichte, Stuttgart 1955; E. Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften, Köln-Berlin 1971<sup>7</sup>.

<sup>6)</sup> Ausführlicher bei W. Weidenfeld, Konrad Adenauer und Europa, Bonn 1976, S. 15 f.

geworden sind, finden eine außerordentliche Anteilnahme. Diese Form des historischen Rückblicks, ja geradezu der Sehnsucht nach Geschichte birgt in sich nicht nur Chancen, sondern auch Gefahren.

Drei Gefahren sind nicht zu übersehen:

1. Das breite Interesse an Geschichte beseitigt nicht automatisch den Mangel an kritisch-systematisch fundiertem historischen Bewußtsein. Sentimentale Vergangenschwärmerei, die Pflege liebgewonnener Klischees, die Orientierung am Wunschbild einer Vergangenheit wird zum entlarvenden Ausdruck politischer Unreife.

2. Das breite Interesse an Geschichte konzentriert sich oftmals auf wenige, besonders spektakuläre Ereignisse oder Epochen. In der Konsequenz steht dann ein punktuell reduziertes historisches Bewußtsein. Ein historisches Bewußtsein aber, das strikt punktuell reduziert ist, läßt weite Bereiche der Geschichte nicht einfach verschwinden; es wuchert weiter; es öffnet sich für Legenden, Mythen und Illusionen aller Art. Wir kennen ja den Zusammenhang von falschen Geschichtsbildern und inhumaner Politik; beispielsweise im Extremfall, wenn Diktaturen ihre Geschichte neu interpretieren und damit Geschichte als Herrschaftsinstrument einsetzen.

3. Das breite Interesse an Geschichte speist sich zu einem nicht geringen Teil aus willkürlich-spekulativen Betrachtungsweisen. Das willkürlich-spekulative Denken abstrahiert von der vollen geschichtlichen Wirklichkeit, in dem es aus der Gesamtheit der Faktoren, die auf eine Entscheidung einwirken, einige wenige herauslöst und verabsolutiert. Alle Aspekte konzentrieren sich dabei auf den einen Aspekt. Die Geschichte dient als Stoff, mit dem man das jeweilige Prinzip demonstrieren kann. Für die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte fehlen uns offenbar weder der gute Wille noch der sittliche Eifer — eher der historische und politische Realitätssinn.

Aber die eigentliche Frage erschöpft sich natürlich nicht in der Betrachtung der Gefahren verkürzter Geschichtsbilder oder der Beobachtung des diffusen Eifers unserer Zeitgenossen nach allem, was Geschichte ist. Sondern die entscheidende Frage lautet doch: Was treibt uns eigentlich um, wenn wir immer wieder mit dem Thema ‚Geschichte und Politik‘ konfrontiert werden? Wieso kann keine Epoche und keine Generation dem Sog einer solchen historischen Reflexion entgegen? Warum gewinnt diese Frage für die

Menschen quer durch die Jahrhunderte immer wieder solch große geistige Bedeutung?

Die Antwort lautet: Weil es die Frage nach uns selbst ist, die Frage nach unserer Identität, individuell und kollektiv<sup>7)</sup>. Wie in einem Brennglas bündeln sich vielfältige Dimensionen von Geschichte und Politik in diesem einen Punkt: in der Suche nach Identität.

Diesen Grundgedanken gilt es nun in vier Thesen näher zu veranschaulichen:

#### *These 1:*

Die Sehnsucht nach Geschichte stellt den Versuch dar, den Vertrautheitsschwund zu kompensieren.

#### *These 2:*

Die Bewahrung von Kontinuität und die Fähigkeit zum Wandel stellt sich als Verbindung von Geschichte und Politik jeder Gesellschaft als Problem.

#### *These 3:*

Die wechselvolle Geschichte hat es den Deutschen schwer gemacht, ihre Identität eindeutig zu erfahren.

#### *These 4:*

Zu den elementaren Formen unseres Lebens gehört es, ein Herkunftsbewußtsein zu besitzen und in politischen Bezügen zu leben. Politische Bildung darf den Weg zu dieser Erkenntnis nicht verstellen.

#### **Zu These 1:**

Der atemberaubende Wandel der modernen Gesellschaft hat zu einem Vertrautheitsschwund geführt. Die Sehnsucht nach Geschichte resultiert aus dem Versuch, diesen Schwund an Vertrautheit mit unserer Gegenwartsgesellschaft zu kompensieren.

Einige Anmerkungen dazu:

Identität ist — ganz allgemein gesprochen — die Summe unseres Orientierungswissens<sup>8)</sup>, Orientierungen — das sind Ordnungsrahmen für die eingehenden Informationen. Sie sind allgemeine Umweltbeschreibungen, Bestandsaufnahmen, Selektionshilfen. Identität und Orientierung sind gewissermaßen zwei Seiten der gleichen Medaille.

Die moderne Massengesellschaft stellt nun besonders hohe Anforderungen an diese not-

<sup>7)</sup> Als grundsätzlichen Überblick siehe dazu O. Marquard/K. Stierle (Hrsg.), Identität, München 1979.

<sup>8)</sup> Vgl. H. Lübke u. a., Der Mensch als Orientierungsweise?, Freiburg-München 1982.

wendige Orientierungsleistung: Mit der Auflösung vorgefundener Interpretationsordnungen für die Lebenswelt, mit dem hohen Maß an Mobilität, Pluralität und Differenzierung sind auch Möglichkeiten der Identifikation zerbrochen. Der Heimatverlust des modernen Menschen — um mit der Wissenssoziologie zu sprechen — hat inzwischen dramatische Züge angenommen:

— die steil ansteigende Geschwindigkeit des technologischen Wandels, bis hin zur Gefahr der Selbstvernichtung der Menschheit,

— die wachsende Arbeitsteiligkeit und Differenzierung der Organisationen,

— die arbeitsteilige Spezialisierung im Wissen, die bei einem jeden von uns zu intensivem Ausschnittswissen führt, das neben breiten Feldern des Nichtwissens steht.

Die Vielfalt und die Fülle der Informationen übersteigt die Fähigkeit des Menschen zu bewußter Erlebnisverarbeitung. Denn die Menge der Informationen wächst schneller als die Hilfen zu ihrer Selektion<sup>9)</sup>. Schwierigkeiten der Selektion führen zu Defekten der Identität — und umgekehrt. Die Pathologie des modernen Menschen rührt daher nicht zuletzt aus dem unbefriedigten Verlangen nach verlässlicher Orientierung.

Extreme Beispiele zeigen die ganz handfesten Konsequenzen dieses abstrakten Befundes: In den Industriegesellschaften mehren sich die Versuche, aus der Kompliziertheit der Welt gewissermaßen auszusteigen. Die Anziehungskraft von Drogen, der Hang zum Okkultismus, zu immer neuen romantischen Aufständen gegen die komplizierte Industriegesellschaft — dies alles ist nicht mehr zu übersehen. Wir kennen heute ja auch extreme Formen der Entsolidarisierung, verbunden mit dem Pathos der Selbstaufopferung, etwa im Terrorismus. Viele suchen inzwischen Zuflucht bei alternativen Hoffnungsangeboten: im Rückzug zur Innerlichkeit, in den Ausflügen in Subkulturen, in der Sehnsucht nach der einfachen Gesellschaft.

Aber unabhängig von solchen spektakulären Erscheinungen tritt das Problem der Orientierung auch im oft unscheinbaren, alltäglichen Funktionieren einer industriellen Massengesellschaft auf. Der Ausgleich unerfüllbarer, widerstreitender Ansprüche, die Integration unterschiedlicher Interessen, die Regelung von politischen Konflikten — dies alles ist oftmals nicht aus sich selbst heraus begründbar, sondern man benötigt als Kriterium den Bezug auf eine gemeinsame Lebensgrundlage.

<sup>9)</sup> Ebd., S. 19.

Das Gemeinschaftsbewußtsein wird damit zu einem wesentlichen Fundament politischer Problemlösung.

Dieses Gemeinschaftsbewußtsein spiegelt nicht zuletzt unser Verhältnis zur Vergangenheit wider. Unser Gedächtnis speichert erinnerungswürdige Ereignisse. Geschichte begründet Identität<sup>10)</sup>. Geschichte leistet einen unverzichtbaren Beitrag zur Orientierung.

Die historisch fundierte Suche nach Identität und Orientierung ist die Antwort auf das, was heute in der Psychotherapie das ‚Sinnlosigkeitssyndrom‘ oder das ‚Überforderungssyndrom‘ genannt wird. Zur Illustration sollen drei Fälle aus der psychotherapeutischen Praxis dienen<sup>11)</sup>:

— Zwei Männer sitzen in einem Restaurant und wollen ihr Essen bestellen: „Lieber kein Rindfleisch, es enthält zuviel Cholesterin“, sagt der eine zum anderen. „Warum dann nicht lieber Fisch bestellen?“ „Aber der Fisch ist wahrscheinlich voller Quecksilber“. „Und die Krabben enthalten zuviel Cholesterin, Schmutzpartikel und Quecksilber.“ „Nun, dann ist das Gemüse wohl unsere Rettung.“ „Du meinst mit seiner hohen Konzentration an Giftstoffen?“ Dieses Gespräch könnte ins Unendliche fortgesetzt werden. Die Vielzahl widersprüchlicher Informationen macht die Auswahl zum schier unlösbaren Problem.

— Ein amerikanischer Student formulierte in einem Brief an seinen Arzt sein Leiden an der Überflußgesellschaft: „Ich bin 22 Jahre alt. Ich besitze einen akademischen Grad, besitze einen luxuriösen Wagen, bin überhaupt finanziell unabhängig, und es steht mir mehr Sex und Prestige zur Verfügung, als ich verkraften kann. Was ich mich frage, ist nur, was das alles für einen Sinn haben soll.“

— Yehuda Bacon ist als Kind nach Auschwitz verschleppt worden. Er litt an Zwangsvorstellungen und fragte sich später immer wieder, was für einen Sinn die Jahre gehabt haben mochten, die er in Auschwitz verbracht hatte: „Als Knabe dachte ich, ich werde der Welt schon sagen, was ich in Auschwitz gesehen habe — in der Hoffnung, die Welt würde einmal eine andere werden. Aber die Welt ist nicht anders geworden, und die Welt wollte von Auschwitz nichts hören. Erst viel später habe ich wirklich verstanden, was der Sinn

<sup>10)</sup> Vgl. ausführlicher W. Weidenfeld (Hrsg.), Die Identität der Deutschen, München 1983.

<sup>11)</sup> Aus: L. Bellak, Was zuviel ist, ist zuviel. Diagnose und Therapie unserer überforderten Gesellschaft, Düsseldorf-Wien 1981, S. 10 f.; V. E. Frankl, Das Leiden am sinnlosen Leben, Freiburg 1978, S. 32 u. 34; vgl. auch ders., Die Sinnfrage in der Psychotherapie, München 1981.

des Leidens ist. Das Leiden hat einen Sinn, wenn Du selbst ein anderer wirst."

Dieses Sinnlosigkeitssyndrom oder Überforderungssyndrom, das wir in den Gesellschaften der westlichen Welt beobachten, ergibt sich aus der Störung elementarer sozialer Verhaltensmuster der modernen Industriegesellschaft: Der Mensch begegnet dem Menschen mit gemischten Gefühlen. Einerseits fürchtet er ihn, andererseits sucht er den freundschaftlichen Kontakt. Abkehr und Zuwendung beschreiben die Dialektik sozialer Beziehungen. In der Geistesgeschichte hat dieses Thema schon eine bedeutende Rolle gespielt. Immanuel Kant erklärt in seiner Schrift ‚Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht‘ diesen Antagonismus der ‚ungeselligen Geselligkeit‘ des Menschen zum Naturprinzip des Fortschritts überhaupt<sup>12)</sup>. „Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften“, so schreibt er<sup>13)</sup>. „Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzeln.“<sup>14)</sup> In der modernen Industriegesellschaft scheint dieses Gleichgewicht der ‚ungeselligen Geselligkeit‘ gestört: ihre Strukturprinzipien fördern die ‚Ungeselligkeit‘, sprich: Abkehr, Isolation, Vereinsamung, Mißtrauen, und sie erschweren die ‚Geselligkeit‘, sprich: Zuwendung, Vertrauen, Verantwortung, Versöhnung.

## These 2:

In der Verbindung von Geschichte und Politik stellt sich für jede Gesellschaft ein existentielles Problem: die Bewahrung von Kontinuität und die Fähigkeit zum Wandel.

Einige Anmerkungen dazu:

Alle Gesellschaften sind bestrebt, aus vielerlei Gründen — politischen, sozialen, religiösen, ökonomischen — eine Identität in der Zeit, also Kontinuität zu erhalten<sup>15)</sup>. Bei Erreichung dieses Zieles gibt es eine Risikoschwelle: der Generationswechsel. Nicht von ungefähr investiert jede Gesellschaft einen enormen Aufwand, die Neuankömmlinge zu integrieren, oder anders ausgedrückt, die Neugeborenen zu erziehen. Jede Generation versucht, die jeweils nachfolgende Generation „an die Kontinuitätskette zu legen“<sup>16)</sup>. Konti-

nuität erfordert, daß Normen und Erfahrungen über die Grenze einer Generation hinweg transportiert werden können. In dieser Kontinuität erfüllt sich auch zum Teil das Streben nach Verlässlichkeit, Vertrautheit und Einverständnis, das in allen Gesellschaften zu beobachten ist. Diese Vertrautheit ist jedoch nur möglich, wenn die Erfahrung mit gewissen Verhaltensregelmäßigkeiten rechnen läßt<sup>17)</sup>. Luigi Pirandello faßt dies in dem Satz zusammen: „Unser Verhältnis zur Welt ist an einem einzigen Faden aufgehängt, der Regelmäßigkeit der Erfahrung.“<sup>18)</sup> In der Tat: Jeder Mensch orientiert sein Handeln an dem erwarteten, vermuteten Verhalten des anderen. Jede Gesellschaft lebt insofern von einem Vorschub an historisch abgesichertem Vertrauen. Wo dieses Vertrauen fehlt, oder wo dieses Vertrauen in Mißtrauen umschlagen muß, dort büßen die sozialen Beziehungen ihre Kalkulierbarkeit ein. Die Gesellschaft muß sich zwangsläufig auf minimale Aktionen beschränken — vergleichbar einer Schwarzmarktsituation: Der Eine hält die Ware fest in der rechten Hand. Der Andere umfaßt die Geldscheine mit der linken Hand. Der Eine muß die Ware solange festhalten, bis der Andere das Geld losgelassen hat und umgekehrt. Beide ziehen gleichzeitig und beide lassen gleichzeitig den festgehaltenen Gegenstand los. Eine solche Gesellschaft, organisiert nach den Normen des Schwarzmarktes, geschrumpft auf die Spielregeln des Mißtrauens, hätte ihre Vitalität eingebüßt, wäre praktisch nicht handlungsfähig. Geschichtlich erfahrbare Kontinuität und die damit verbundene Erkenntnis von Verhaltensregelmäßigkeit sind also für eine Gesellschaft unverzichtbar.

Jede Gesellschaft muß dann aber auch damit fertig werden, daß in der Kontinuität das Neue geschieht. Das Neue geschieht in jedem Augenblick und es veraltet sofort wieder, reiht sich ein in die Gleichgültigkeit des bereits Bekannten<sup>19)</sup>. Oft genug ist dann das Neue sehr bald veraltet, und das Alte erscheint wieder neu. Damit vollzieht sich eine Relativierung von Altem und Neuem.

Diese schöpferische Verbindung von Altem und Neuem vollzieht sich ja auch in unserem

<sup>12)</sup> I. Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Kants Werke, Akademie Textausgabe, Bd. VIII, Nachdruck, Berlin 1968, S. 15—31.

<sup>13)</sup> Ebd., S. 20.

<sup>14)</sup> Ebd., S. 21.

<sup>15)</sup> Vgl. dazu die grundlegende Analyse bei H. Popitz, Die normative Konstruktion von Gesellschaft, Tübingen 1980.

<sup>16)</sup> Ebd., S. 75.

<sup>17)</sup> Siehe G. H. Mead, Philosophie der Sozialität, Frankfurt 1969; E. Goffmann, Interaktionsrituale, Frankfurt 1973; ders., Strategische Interaktion, München 1981; H. Zeltner, Sozialphilosophie, Die Kategorien der menschlichen Sozialität, Stuttgart 1979.

<sup>18)</sup> Zitat bei H. Popitz, a. a. O. (Anm. 15), S. 4.

<sup>19)</sup> Siehe H. G. Gadamer, Das Rätsel der Zeit — über Altes und Neues, in: Universitas, 38 (1983) S. 453—460.

Geschichtsbewußtsein. Erforschung der Geschichte ist nichts anderes als Vergegenwärtigung von Vergangenen, nichts anderes als der Nachvollzug der Erfahrung der Vergangenheit in der Gegenwart<sup>20</sup>). Unser Geschichtsbewußtsein repräsentiert die Verknüpfung der Erfahrung der Vergangenheit mit dem Sorgehorizont der Gegenwart. Geschichtsbewußtsein ist immer Resultat eines Interpretationsprozesses, in den sich das Denken der Gegenwart mit einbringt. Unser Geschichtsbewußtsein kann geradezu als der symbolhafte Ausschnitt für die Verbindung von Kontinuität und Wandel gelten, ohne die wohl keine Gesellschaft überlebensfähig ist. Daß eine solche Verbindung von Kontinuität und Wandel zu manifesten politischen Problemen führt, beweist sich nicht zuletzt in der Permanenz des Generationenkonflikts<sup>21</sup>). Wer das Regime einer Diktatur erfahren hat, weiß um die Leistung demokratischer Institutionen. Wer Hunger und Not erlebt hat, weiß um die humane Qualität des Wohlstandes. Die nächste Generation fragt dann: Sind wir frei, eingezwängt in verpflichtenden Institutionen? Sind wir froh, nur weil wir im Wohlstand leben? Sind wir glücklich im erbarungslosen Konkurrenzkampf unserer Gesellschaft? Beide historischen Erfahrungen besitzen prinzipiell die gleiche Legitimation. Sie zeigen, wie groß Differenzen sein können, selbst wenn man sich zu gleichen Werten bekennen sollte. Denn selbst gleichlautende Werte werden von verschiedenen Generationen mit unterschiedlichen Inhalten und unterschiedlichen historischen Erfahrungen konkretisiert.

Vor diesem Hintergrund von Kontinuität und Wandel kommt Geschichte und politischer Bildung die elementare Aufgabe zu, die Anderen von ihren Voraussetzungen her verstehen zu lernen, ihre Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste zu rekonstruieren; auch wenn solches Verstehen tiefgreifende Konflikte nicht erspart. Dieser Konflikt bleibt als Dauerthema bestehen, weil demokratische Politik ja die Anfrage institutionalisiert hat: „Nach welchen Regeln wollen wir leben?“<sup>22</sup>) Das wechselseitige Verstehen erspart also nicht den Konflikt; aber das wechselseitige Verstehen hält diesen Konflikt in humanen Grenzen.

<sup>20</sup>) Vgl. dazu ausführlicher R. G. Collingwood, Philosophie der Geschichte, a. a. O. (Anm. 5).

<sup>21</sup>) Vgl. P. L. Berger u. a., Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt-New York 1975.

<sup>22</sup>) Vgl. vor allem H. Lübke u. a., Der Mensch als Orientierungswaise, a. a. O. (Anm. 8), S. 202; M. Hättich, Demokratie als Herrschaftsordnung, Köln-Opfaden 1967; N. Luhmann, Legitimation durch Verfahren, Neuwied-Berlin 1969.

### These 3:

Die wechselvolle Geschichte hat es den Deutschen schwer gemacht, ihre Identität eindeutig zu erfahren.

Einige Anmerkungen dazu:

Das Problem der deutschen Einheit ist in der deutschen Geschichte in zahlreichen Varianten aufgetreten. Es gab das Deutschland des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation; es gab das Ringen um die Alternative Groß- oder Kleindeutschland; es gab das Deutsche Reich Bismarckscher Prägung und die allgemeine Empfindung seiner Verstümmelung mit dem Friedensvertrag von 1919; es gab das Großdeutsche Reich der Nationalsozialisten, seine Niederlage und schließlich die Teilung Deutschlands und die Schaffung von Bundesrepublik Deutschland und Deutscher Demokratischer Republik.

Es geht hier nicht um ein Nachzeichnen aller Stationen und Facetten der Geschichte, sondern nur darum, wie sich unser kollektives Herkunftsbewußtsein heute in politisch relevanter Form äußert.

In Deutschland ist die nationalstaatliche Einheit — im Unterschied zu den anderen großen Staaten Westeuropas — erst spät, unter Bismarck, gewonnen und schon wenige Jahrzehnte danach, unter Hitler, wieder verspielt worden. Aber in der kurzen Epoche des deutschen Nationalstaates Bismarckscher Prägung haben die Deutschen ein bis heute nachwirkendes Raumbild ihres Nationalbewußtseins erhalten. Die verspätete Entwicklung Deutschlands zu einem Nationalstaat mag eine der Ursachen für das besonders hektische und intensive Empfinden des Nationalgedankens gewesen sein.

Nach der viel diskutierten These des Philosophen Helmuth Plessner von „Der verspäteten Nation“<sup>23</sup>) sind die Deutschen in erster Linie zu begreifen als die Zuspätgekommenen, die im Unterschied zu den anderen Völkern ihre nationalstaatliche Basis nicht im 16. und 17. Jahrhundert gefunden haben. Die Deutsche Nation könne diese geschichtliche Verzögerung nicht einholen; daraus erkläre sich auch die Kultivierung des nationalen Gedächtnisverlustes, die Stabilisierung der Unentschiedenheit zwischen Gestern und Morgen in Deutschland nach Ende des Zweiten Weltkrieges.

Unabhängig, wie man im einzelnen diese These beurteilt, signifikant ist für die deut-

<sup>23</sup>) H. Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Frankfurt 1974.

sche Geschichte auf jeden Fall ihr außerordentlicher Mangel an Kontinuität. Dieser Mangel an Kontinuität zeigt sich im Fehlen der staatlichen Kontinuität, im Fehlen der räumlichen Kontinuität, im Fehlen einer einheitlichen Rechtstradition und im Fehlen der religiösen Einheit seit der Reformation. Dieser Mangel an Kontinuität manifestiert sich nicht zuletzt in der Erfahrung von drei Brüchen (1918, 1933, 1945), die allein eine Generation im Deutschland des 20. Jahrhunderts hat sammeln müssen.

Vor diesem Hintergrund mangelnder Kontinuität wurde die geistige Verheißung geradezu zur Kompensation des politischen Scheiterns. Es gab ja schon im 19. Jahrhundert die Neigung, Defizite an politischer Realität durch Flucht in die Geschichte auszugleichen<sup>24</sup>). So konnte z. B. nach dem Ersten Weltkrieg für viele Bürger die ‚Schmach von Versailles‘ nur das konkrete politische System, nicht aber das geistige Reich der Deutschen treffen. So konnten die Deutschen die Erfahrung ihrer Unterlegenheit im Ersten Weltkrieg wettmachen durch den geistigen Zweifel am Wertsystem der Sieger. Die moralisierenden Vorbehalte gegenüber den konkreten Erscheinungsformen der Politik, gegenüber der demokratisch organisierten Industriegesellschaft bestimmten die folgenreichere Distanz gegenüber der Republik von Weimar. Es gibt in Deutschland seit langem eine Traditionsströmung der geistigen Auflehnung gegen die arbeitsteilige, auf Verträgen gründende, durch eine Rechtsordnung gesicherte bürgerliche Gesellschaft und ihre Institutionen. ‚Romantischer Rückfall‘ — auf diesen Nenner hat Richard Löwenthal dieses schillernde politische Denken gebracht<sup>25</sup>). Faktische Gegensätze werden ihres pragmatischen Charakters entkleidet, ins Prinzipielle erhoben und zur Kompromißunfähigen Absolutheit von Wesenskämpfen emporgesteigert. Wer die politische Kultur unseres Landes nun sorgsam analysiert, der wird feststellen, daß dieses geschichtliche Syndrom unseres politischen Denkens — moralisierende Vorbehalte gegen die konkreten Erscheinungsformen der Politik zu haben — bis heute nicht untergegangen ist.

<sup>24</sup>) Vgl. R. v. Thadden, Das schwierige Vaterland, in: W. Weidenfeld (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 10), S. 51—63; Chr. Graf von Krockow, Die fehlende Selbstverständlichkeit, ebd., S. 154 bis 169; ders., Scheiterhaufen, Größe und Elend des deutschen Geistes, Berlin 1983.

<sup>25</sup>) R. Löwenthal, Der romantische Rückfall, Stuttgart 1970.

#### These 4:

Ein Herkunftsbewußtsein zu besitzen und in politischen Bezügen zu leben — dies ist ein elementarer Bestandteil menschlichen Daseins. Politische Bildung darf den Weg zu dieser Erkenntnis nicht verstellen.

Einige Anmerkungen dazu:

Menschliches Handeln ist Austausch mit Anderen, ist Einbezug der Perspektive des Gegenüber; menschliches Handeln ist gelenkt von Intentionen; es ist Träger von Bedeutungen und damit Austausch von Symbolen. Alles das gilt für den unscheinbaren Alltag, wie für die große Politik; das gilt für die große Geschichte wie für die kleinen Geschichten am Rande der Zeitläufe.

Die Bedeutung der Symbolik menschlichen Handelns bleibt ohne den historischen Horizont weitgehend verborgen. Diese Symbole kondensieren Erfahrungen der Vergangenheit, auch von scheinbar Unnützem und Nebensächlichem, Erfahrungen von zeitlicher Begrenztheit der Dinge, Erfahrungen von Zwecken, Spielräumen und Nebenfolgen. Auch die scheinbar entferntesten Phänomene erhalten hier ihr Gewicht: der Bau der ägyptischen Pyramiden, die Klagemauer in Jerusalem, die Kreuzzüge, die Französische Revolution und vieles anderes mehr.

Politik als elementare Modalität personaler Existenz — in einen solchen Gegenstand muß dann politische Bildungsarbeit nicht einführen wie in eine Geheimwissenschaft, eine komplizierte Fremdsprache oder eine schwierige Computerkunde. Politische Bildung muß vielmehr begreifbar und erlebbar machen, daß es nicht heißt, in eine ferne, düstere, versumpfte Welt überzutreten, wenn man politisch denken und handeln will.

Ein solcher Zugang lenkt dann auch den Blick auf die Tiefendimensionen von Geschichte und Politik; er bleibt nicht hängen an der Oberfläche spektakulärer Ereignisse<sup>26</sup>). Der politische Wandel bereitet sich ja gewissermaßen in unterirdischen Veränderungen vor: im Wandel der subjektiven Befindlichkeit, in der Veränderung der Haltungen, der Wünsche, der Hoffnungen und Ängste. Die schleichende Veränderung der Gesellschaften vollzieht sich in so mikroskopisch kleinen Einheiten wie das Wachsen einer Pflanze oder das Vorrücken des kleinen Stundenzeigers an der Uhr: Er scheint stillzustehen, wenn man ihn

<sup>26</sup>) Siehe dazu als Überblick W. Weidenfeld, Wertewandel und Kulturkrise, in: V. Zsifkovits/R. Weiler (Hrsg.), Erfahrungsbezogene Ethik, Berlin 1981, S. 333—343.

fixiert. Erst wenn er in größeren Zeitabständen oder mit feinerem Beobachtungsinstrument geprüft wird, zeigt es sich, daß er vorge-rückt ist.

Politik als elementare Modalität personaler Existenz: Wer die politische Kultur in unserem Land aufmerksam beobachtet, dem kann nicht entgehen, daß die eigentlichen Anfragen — insbesondere aus der jungen Generation — auch wieder hier, an diesem Punkt ganz elementar ansetzen. Wozu Politik? Wozu Demokratie? Wozu Institutionen? Wozu eine Rechtsordnung? Warum Loyalität — und nicht nur Egoismus? Warum Initiative und Risiko — und nicht nur Ansprüche und Sicherheiten? Warum Regeln und Formen — und nicht nur gefühlsbetonte Spontaneität und subjektive Willkür? So werden scheinbare Selbstverständlichkeiten, die politisch konsumiert sind, wieder zum schwerwiegenden Thema. Sind Politik und politische Bildung mit solchen Anfragen nicht doch überfordert? — So könnte man fragen. Denn Politik und politische Bildung müssen ja in der modernen Gesellschaft selbst Begründungsleistungen und Interpretationsleistungen erbringen, die in früheren Zeiten vorgegebene, meist transzendenzorientierte Interpretationsordnungen vorweg erbrachten<sup>27)</sup>. Man fühlt sich an Max Horkheimer erinnert, der kurz vor seinem Tode die Summe seiner Erfahrungen auf das Gewicht dieser Interpretationslast des modernen Menschen gelegt hat: „Wenn es keinen Gott gibt, warum soll ich dann Gutes tun, statt das, was mir nützt.“<sup>28)</sup>

Jedes politische Gemeinwesen braucht einen breiten politischen Konsens über die Grundlagen des Zusammenlebens. Dieser Konsens zeigt bei uns Risse, verliert an Bindewirkung. Die selbstverständliche Übereinstimmung der Demokraten wird zum politischen Thema. Ziel und Sinn des demokratischen Zusammenlebens gerät zum Objekt von Expertenstreit. Wenn sich eines Tages nur noch hoch-

qualifizierte Spezialisten über das gemeinsame Allgemeine in unserer Demokratie austauschen sollten, dann wäre die Tragfähigkeit des Konsenses wohl vollends dahin.

Dies alles läßt sich in einem einfachen Satz bündeln, der so einfach ist, daß er schon fast zu einer Platitüde zu werden droht: Niemand entkommt seiner Zeit. Man könnte auch sagen: Niemand entkommt der Geschichte und niemand entkommt der Politik. In Geschichte und Politik ist keine Frage endgültig beantwortet, aber auch kein Konflikt, keine Idee, keine Illusion, keine Legende endgültig verlorengegangen. Das Wissen darum ist unwichtig und wichtig zugleich: Unwichtig, weil sich die Geschichte nicht einförmig wiederholt und weil sie keine Rezeptblätter für Morgen bietet. Wichtig, weil nichts dafür spricht, daß jede Generation infantil beginnt und die alten Fehler wiederholt. Wichtig auch, damit wir nicht einem Mythos von Identität nachjagen, der die Idylle und Harmonie des Ganzen verspricht. Wir werden auch in Zukunft mit einer Vielfalt von Teil-Identitäten leben, anders ausgedrückt: mit einer geschichteten Identität, die vielfältige Gemeinschaftsbezüge kennt und aus dieser relativierenden Vielfalt eine Hypostasierung einzelner Ansprüche verhindern kann. Aus diesen Schichtungen ergeben sich Spannungen: die Teile müssen ausbalanciert werden; dies auszuhalten und demokratisch produktiv werden zu lassen, gewissermaßen in eine gelassene Normallage zu bringen, ist bedeutsamer für die Fundamente der Identität, als vergeblich Ganzheitsidealen nachzujagen.

Das Bewußtsein der eigenen Geschichte verspricht nur die Chance zur Identität, mehr nicht<sup>29)</sup>. Ob wir diese Chance ignorieren, mit-leidig belächeln, arrogant verdrängen oder aber annehmen: Das ist letztlich eine Frage der Mündigkeit. Um mit Jacob Burckhardt zu reden: Ob wir in der Lage sind das, „Was Jubel und Jammer war“, nun „Erkenntnis werden zu lassen“, oder ob unser Denken und Handeln „pathologisch sein wird“ — das hängt von uns selbst ab<sup>30)</sup>.

<sup>27)</sup> Siehe dazu J. Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, in: Zwei Reden aus Anlaß der Verleihung des Hegel-Preises 1973 der Stadt Stuttgart, Frankfurt 1974, S. 23—84, hier bes. S. 51 f.; G. Schmidtchen, Die gesellschaftlichen Folgen der Entchristlichung, in: Stimmen der Zeit, 103 (1978), S. 543—553; P. L. Berger/Th. Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt 1970; A. Schütz/Th. Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Frankfurt 1979.

<sup>28)</sup> In: Rheinischer Merkur vom 2. 1. 1976.

<sup>29)</sup> Diesen Gedanken weiterführend siehe M. Stürmer, Deutsches Wiedersehen mit der Geschichte, in: Hessische Blätter für Volksbildung, (1983) 1, S. 3—8.

<sup>30)</sup> Fragmente aus Jacob Burckhardt, Über das Studium der Geschichte, hrsg. v. P. Ganz, München 1982.

## Helmut Mörchen: Leseförderung als Aufgabe der Erwachsenenbildung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/83, S. 3-8

Die ungewisse Zukunft der Kulturtechnik Lesen beschäftigt zunehmend alle die, die beruflich mit den gedruckten Medien zu tun haben. Eine Förderung des Lesens durch Fernsehbeiträge, also in dem Medium, das zum Rückgang des Lesens entscheidend mit beiträgt, kann — wenn überhaupt — nur begrenzt erfolgreich sein.

Hier liegt ein wieder neu zu entdeckendes Arbeitsfeld der Volkshochschulen, deren traditionelle Literaturkurse vornehmlich die Erreichen, die schon Leser sind. Eine Leseförderung für Nicht(mehr-)Leser muß den Rahmen herkömmlicher Bildungsveranstaltungen sprengen und in einer Form verlaufen, die den einzelnen bei auftretenden Schwierigkeiten nicht entmutigt. Eine Umfrage unter Schülern einer 10. Hauptschulklasse hat ergeben, daß Informations- und Unterhaltungsbedürfnis Hauptantriebe zum Lesen sind. Die Besonderheiten poetischer und fiktionaler Literatur gerieten spontan nicht ins Blickfeld der meisten Schüler.

In Kursen zur Leseförderung müssen deshalb Texte gelesen werden, die das Niveau trivialer Massenliteratur überragen und trotzdem gern von den Teilnehmern gelesen werden. Welche Überlegungen bei der Auswahl von Texten für solche Kurse angestellt werden müssen, wird am Beispiel zweier erzählender Texte modellartig vorgeführt. Sodann werden methodische Hinweise zur Durchführung von Kursen zur Leseförderung gegeben.

## Thomas Koebner: Vom ‚Pazifismus‘ der dreißiger Jahre. Der Aktivismus deutscher Intellektueller im Exil (1933—1945)

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/83, S. 9-16

Die Intellektuellen, die vor Hitler ins Exil fliehen mußten, entwickelten in den dreißiger Jahren ein „geistespolitisches Programm“ mit der Forderung eines „militanten Humanismus“. Viele Wege der Opposition eröffneten sich den Exilanten nicht — außer der Möglichkeit des Appells. Dieser richtete sich einmal an die Deutschen, die im Land zurückgeblieben waren: Dabei wollten die Emigranten bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sogar noch später glauben, daß das deutsche Volk nur allzu bereit wäre, sich gegen seine Unterdrücker zu erheben. Der Appell richtete sich zum andern an die Asyl gewährenden Staaten, insbesondere die westlichen Demokratien, die gegen Hitler-Deutschland energischeren Widerstand leisten sollten.

Da Hitler für die Exilanten den Krieg bedeutete, sie aber mit großem Nachdruck den Frieden wollten, lehnten sie die Appeasement-Politik als ungeeignetes Instrument der ‚Friedenssicherung‘ ab. Dies geschah nicht etwa, weil sich das Exil gegen den Pazifismus ausgesprochen hätte, ganz im Gegenteil, sondern weil es zu erkennen meinte, daß sich hinter der Politik der Beschwichtigung und Nachgiebigkeit gegenüber dem Dritten Reich Ignoranz, Isolationismus und sogar Sympathie mit den Nazis verbergen. Dementsprechend plädierten viele Emigranten für übernationale Neuordnungen des ‚Völkerlebens‘; daher wandten sie sich auch gegen das Prinzip der Nichteinmischung, der Souveränität der Staaten als kriegsträchtiger Quelle egoistischer Interessen. Abschließend werden Bedenken dagegen vorgebracht, im politischen Tagesstreit auf die inzwischen historisch ferngerückten politischen Positionen des Exils ohne weiteres Bezug zu nehmen.

## Werner Weidenfeld: Geschichte und politische Bildung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/83, S. 17-23

Das Thema ‚Geschichte und politische Bildung‘ umfaßt mehr, als es die politisierten Stichworte der jüngsten Zeit vermuten lassen. Alle Dinge, die Geschichte geworden sind, treffen heute auf ein außerordentlich großes Interesse. Dahinter steht letztlich die Frage nach uns selbst, die Suche nach unserer Identität.

Dieser analytische Ansatz läßt sich in vier Grundgedanken entfalten:

1. Die Sehnsucht nach Geschichte stellt den Versuch dar, den Vertrautheitsschwund zu kompensieren.
2. Die Bewahrung von Kontinuität und Fähigkeit zum Wandel stellt sich als Verbindung von Geschichte und Politik jeder Gesellschaft als Problem.
3. Die wechselvolle Geschichte hat es den Deutschen schwer gemacht, ihre Identität eindeutig zu erfahren.
4. Zu den elementarsten Formen unseres Lebens gehört es, ein Herkunftsbewußtsein zu besitzen und in politischen Bezügen zu leben. Politische Bildung darf den Weg zu dieser Erkenntnis nicht verstellen.

Politik als eine elementare Modalität personaler Existenz — in einen solchen Gegenstand muß dann politische Bildungsarbeit nicht einführen wie in eine komplizierte Fremdsprache. Politische Bildung muß vielmehr begreifbar und erlebbar machen, daß es nicht heißt, in eine „ferne, düstere, versumpfte Welt“ überzutreten, wenn man politisch denken und handeln will.